Neueſte Schriften

von

M. G. Saphir.

Nachtſchatten

der Zeit und des Lebens.

Humoriſtiſches.

Zweiter Band.

München 1832.
Michael Lindauer'ſche Verlagsbuchhandlung.

Nachtschatten

der Zeit und des Lebens.

Humoristisches

von

M. G. Saphir.

München 1832.
Michael Lindauer'sche Verlagsbuchhandlung.

Die vier W (Weh) des menschlichen Lebens.

Eine Vorlesung,
gehalten im Odeon-Saale zu München, im Jahre 1831.

Zum Beßten der verwundeten Polen.

Die Freiheit ist ein Magnet, und sie zieht jetzt wie jeder Magnet bei den Polen am stärksten; die Kraft der Freiheit ist wie die Kraft der Magnete desto stärker je armirter sie ist. Die Freiheit ist wie die Luft, welche das Weltall umfließt, sie ist ein Gemeingut und ihre Verletzung ist pestartig, miasmatisch ansteckend, und wenn die Freiheit an irgend einem Theile der Menschheit schmerzlich berührt wird, so leidet die ganze Menschheit als consensueller Theil. Die Freiheit ist eine welthistorische Person, während sie von vielen Regierungen für eine mytologische gehalten wird, sie betrachten die Weltgeschichte als eine Weltfabel, aber ohne anhängende Moralfolge.

Lange Zeit waren viele Völker nicht anders anzuſchauen als Theaterzettel, da ſpielten nur wenige Perſonen eine Rolle. Da las man: „der Fürſt, die Fürſtin, der Miniſter, eine Vertraute, ein Beichtvater, ein Hofintriguant, ein Spaßmacher" u. ſ. w., ganz zuletzt mit kleinen Lettern ſtand noch: „Wachen, Diener, Sklaven, Volk" u. ſ. w. Das Volk kam wie ein Figurant in einer gewiſſen Nationaltracht koſtümirt, aus den Couliſſen links, verweilte als ſtumme Perſon, und gieng in die Couliſſe links wieder ab. Jetzt aber will das Volk auch eine kleine Rolle ſpielen und zwar ohne Soufleur. Das edle polniſche Volk wurde von der politiſchen Dramaturgie in drei Theile getheilt, in eine tragiſche Trilogie; der eine Theil wurde preußiſch broſchürt, der zweite Theil öſtreichiſch geheftet, aber der dritte Theil von den Ruſſen gebunden, ſteif, in Juftenleder, mit eiſernen Spangen. Allein Wälder und Völker haben zwei gleich erhabene Momente, wenn ihre Sonne aufgeht und wenn ihre Sonne untergeht, in beiden Momenten entwickelt ſich ihre ganze Kraft und Heiligkeit. Die verlängerten Schatten ſind die furchtbarſten, und wenn die Sonne ganz niedergeſunken iſt, bricht das Bedürfniß nach Licht erſt lebendig hervor. Nationen und Nachtigallen ſchweigen nur im Halblichte, fangen aber zu ſchlagen an, wenn man ihnen den Käfig ganz verdunkelt. Die Schickſalstragödie der Polen, ſo draſtiſch dramatiſch, voll Erhabenheit und Begeiſterung, erfüllt die Weltbühne mit freudiger Bewunderung; die

Sympathie aller Völker geht wie der griechiſche Chor durch das ganze Stück, Scene um Scene mit.

Aber die polniſchen Helden ſind keine Bretterhelden, und wir haben keine Freibillette bei dieſem Stücke, es genügt nicht, daß wir Zuſchauer im Parterre, Logen und Gallerie in leeren Beifall ausbrechen, in die Hände klatſchen und bravo rufen. Wenn wir ſelbſt auch nicht mitſpielen wollen, ſo wollen wir unſere Zuſchauerplätze wenigſtens bezahlen. Die Franzoſen haben den ganzen Winter zum Beſten der Polen getanzt, ſie konnten nicht mit den Armen für ſie arbeiten, ſo haben ſie mit den Füßen für ſie gearbeitet, ſie haben kein Blut aber Schweiß für die Polen vergoſſen. Selbſt in Deutſchland dürfen wir für die Polen Charpie zupfen, das beruhigt den Geiſt, und man weiß, daß man Geiſteskranken auch Charpie zu zupfen giebt. Polen iſt ja ſelbſt auch zu Charpie gezupft worden.

Wenn alſo die liebenswürdigen Franzöſinnen zum Beſten der Polen die Füßchen in Bewegung ſetzen, die ſchönen Deutſchen die Fingerſpitzen für ſie beſchäftigen, warum ſollte ſich nicht auch ein Kreis biederer Polenfreunde entſchließen können, zum Beſten der Polen ein Stündlein Langeweile zu leiden? Es iſt doch wenigſtens eine wohlthätige Langeweile in Geſellſchaft, und eine Langeweile in Geſellſchaft iſt doch immer beſſer als eine Geſellſchaft in Langeweile. Ja, meine

freundlichen Hörer und Hörerinnen! Langeweile machen iſt jetzt auch ein verdienſtliches Werk, denn wenn man Langeweile hat, ſo gähnt man, ſo lange man gähnt, ſagt Haller, hört man nicht, und da man jetzt nichts Gutes hört, ſo iſt es eine wahre Freude, nichts zu hören. Iſt es alſo nicht angenehm, daß Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! durch ein Stündchen Langeweile den Polen und ſich einen angenehmen Dienſt erweiſen? Da nun ſo viele Unterhaltungen im menſchlichen Leben zum Weh dienen, ſo veranlaßt uns heute ein Weh zu einer ſogenannter Unterhaltung, aber nicht nur ein Weh (W), ſondern vier Weh, nämlich:

Wein, Weiber, Witz, Wahrheit.

Dieſe vier Weh ſind eben ſo angenehm, wenn man ſie mäßig verehrt, als verderblich, wenn man ſie leidenſchaftlich liebt.

So reizend als gefährlich, eben ſo anziehend als abſtoſſend, eben ſo heilſam und troſtreich, als tödtlich und Verzweiflung gebend.

Wein, Weiber, Witz und Wahrheit ſind in ſo vielen Punkten ſich gleich, in ſo verſchiedenen ſich entgegengeſetzt, daß ihre nähere Beleuchtung uns in ein dädaliſches Labyrint führen muß.

Wir lieben alten Wein und junge Weiber, jungen Witz und alte Wahrheiten. Manche lieben ſchweren Wein und leichte Weiber, leichten Witz und ſchwere Wahrheiten. Manchmal liebt man rothen Wein, weiße Weiber, grünen Witz und ſchwarze Wahrheiten; ſtrengen Wein und milde Weiber, milden Witz und ſtrenge Wahrheiten.

Wein nimmt den Kopf ein, das Weib das Herz, der Witz den Geiſt und Wahrheit nimmt die Seele ein. Leider geht zuweilen der Wein mit dem Weibe durch, d. h. der Kopf mit dem Herzen, und die Seele mit dem Geiſt, d. h. die Wahrheit mit dem Witze. Mancher Ehemann verläßt ſein Weib dem Weine zu liebe, mancher Schriftſteller verläßt die Wahrheit dem Witz zu liebe, und gar mancher verläßt Wahrheit, Wein, und Witz dem Weib zu liebe.

Es giebt ächten und gefärbten Wein ſo wie ächte und gefärbte Weiber, ächten und gefärbten Witz und ächte und gefärbte Wahrheiten; wäßrige Weine, wäßrige Weiber, wäßrige Witze und wäßrige Wahrheiten. Franzöſiſcher Wein und franzöſiſche Weiber machen leichtſinnig, deutſcher Wein und deutſche Weiber machen ſchwerſinnig. Franzöſiſcher Witz und franzöſiſche Wahrheiten machen lachen, deutſcher Witz und deutſche Wahrheiten machen weinen.

Die Rußen behandeln die Weiber wie den Wein, ſie ſa-

gen, beide müſſen am Stocke großgezogen werden, und ſie behandeln den Witz und die Wahrheit wie die Weiber, mit der Knute.

Die Türken verbieten den Wein und erlauben viel Weiber, weil ſie wiſſen, daß ſich nüchtern Niemand viel Weiber nehmen wird. In Deutſchland verbietet man den Witz und erlaubt die Wahrheit, weil man weiß, daß die erlaubten Wahrheiten ſchlechte Witze ſind. Wir wollen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! dieſe vier Weh einzeln die Revue paſſiren laſſen, doch nicht ohne vorher unterſucht zu haben, welches Weh (W) älter iſt, d. h. ob Wein, Weiber, Witz oder Wahrheit früher auf der Welt waren. Vom Wein wiſſen wir, daß er ſpäter als das Weib erſchaffen wurde. Unſer Herrgott hatte lange zugeſehen, wie die Welt zu Grunde geht, wie die Freiheit vernichtet wird, wie die Menſchenbrüder ſich gegenſeitig todtſchlagen. Aber unſer Herrgott beobachtete das Prinzip der Non-Intervention. Der Engel mit dem flammenden Schwerdte ſtand wie die Nationalgarde vor dem Paradieſe, um die Ruhe des Landes zu ſichern, um das was Auſſen vorgieng, bekümmerte ſich die himmliſche Politik nicht. Nur als der Himmel ſah, was viele Miniſter nicht ſehen, daß das Verderbniß endlich den Himmel ſelbſt ergreifen wird, als er ſah, daß die Söhne des Himmels von den Töchtern der Erde verderbt werden, da gab endlich der Himmel ſein Prinzip der Non-Intervention auf, und machte im

buchstäblichen Sinne des Wortes alle diese irdische Umtriebe zu Wasser. Ein Volk ersäufen ist ein probates Mittel es zu beruhigen, denn Tod ist Ruhe, und Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Die Franzosen waren also nicht die ersten, die einen Tumult durch Wasserspritzen endigten. Der Himmel war der erste Pompier dieser Gattung.

Die paar Menschen, die noch übrig blieben, Noa und seine Familie, schrieen um Brod und Arbeit (wie die Franzosen im Palais Royal), und der Himmel, um sie zu beschäftigen, ließ eine Arche bauen. Der Regen nöthigte Noa in die Arche zu gehen, allein Noa kam vom Regen in die Traufe. Der Himmel befahl, daß Noa zwei Kammern in ihr anbringen sollte.

Die Kammern sollten mit Pech bedeckt werden, damit kein Wasser eindringe. Warum versucht man das nicht mit andern deutschen Kammern, in welchen den Leuten das Wasser schon bis an den Hals geht, und die doch in allen Dingen Pech haben?

Das waren also die ersten Kammern der Schöpfung. Ein Muster aller Kammern, denn von jeder Parthei war ein Paar da; es war also eine chambre de pairs. Was in diesen Kammern das Beste war, ist der Umstand, daß es außer der lebenden Schöpfung keine Pflanzenwelt in ihr gab, weder

Gras noch Strauch noch Baum, folglich gab es auch keine Blätter da, weder ultra-miniſterielle, noch ultra-liberale. Denn leider ſind die miniſteriellen Blätter oft nur Blätter für die Feigen, wahre Feigenblätter, die Blößen verhüllen ſollen, ohne ſie zu verbeſſern.

Die ſogenannten liberalen Blätter ſind wieder oft nur Neſſelblätter, die ſtatt zu kühlen und zu beruhigen, aufreizen und brennen, und die nicht die Freiheit, ſondern die Freiheiten wollen.

Da es für die Arche und ihre Kammern kein Ausland gab, ſo hatten ſie blos ein „Inland", und das ein recht trockenes. Späterhin wurde ein Rabe als Bothe ausgeſchickt, um Land zu entdecken. Ein Rabe war alſo der erſte „Landbothe", allein es war kein Redakteur, denn er konnte kein Blatt erwiſchen und kam unverrichteter Dinge in die Kammern zurück. Nach andern ſieben Tagen wurde die Taube ausgeſchickt, und dieſe brachte ein Oelblatt in die Kammern zurück. Das erſte Blatt war alſo ein friedliches: ein Oelblatt, und die erſte Redaktrice eine friedliche: eine Taube. Wie ſehr haben wir uns ſeitdem verändert!

In noch einem Umſtande haben ſich dieſe erſten Kammern in der Arche von den unſrigen unterſchieden, und dieſer Umſtand beſtand darin, daß auch die Frauen zugelaſſen wurden.

Es wurde alſo gewiß viel mehr geſprochen als bei uns. Das war aber in der Arche auch nöthig, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! denn öffentliche Blätter waren nicht da, es mußten alſo Frauenzimmer zugelaſſen werden, damit die ganze Welt ſogleich erfahre, was vorgegangen iſt. Ueberhaupt ſollten die verheiratheten Herren ihre Frauen mit in die Kammern bringeu, denn oft müſſen ſie abſtimmen, und noch öfter aber hat ein Ehemann gar keine Stimme, wenn ſeine Frau nicht dabei iſt; wie ſoll er nun thun? er kann doch nicht ſagen: „warten Sie, ich will mir meine Stimme von zu Hauſe holen.“ Ueberhaupt ſollte es geſetzlich ſeyn, daß jeder Abgeordnete ſeine Frau mitbringen muß, denn dann weiß man ſogleich ſeine Oppoſition. Die ledigen Herren Abgeordneten ſollen ſich für die Dauer der Kammern proviſoriſch verehelichen müſſen, um wenigſtens für dieſe Zeit den Widerſpruch ertragen zu lernen.

Doch ich komme von dieſer kleinen Abſchweifung zu Noa und ſeiner Arche zurück.

Nachdem Noa aus der Arche ſtieg, nach dieſer Waſſerparthie malgré lui, pflanzte Noa den erſten Weinſtock, und trank ſich auch ſogleich einen Rauſch. Aus dieſer Geſchichte des Weins geht hervor, daß dieſes Weh nicht das älteſte der Welt iſt, denn das andere W: W e i b, war ſchon im Paradieſe vorhanden. Sie und die Sonne waren die zwei erſten

Frauen. Es ist bezeichnend, daß „Sonne“ und „Mond“ in den meisten Sprachen Mann und Frau sind, und es ist ein Ehepaar, welches sehr glücklich zusammen lebt, denn wenn die Sonne Abends nach Hause kommt, geht der Mann: Mond, aus, sie sind also nie zusammen. In Deutschland ist die Sonne blos deßhalb weiblich, weil da kein Mann sich getraut sein Licht leuchten zu lassen, der Mond ist der wahre Mann für Deutschland, er begnügt sich mit einem Viertelchen. Die deutsche Sprache hat also recht, daß sie die Sonne zum schönen Geschlechte zählt. Das schöne Geschlecht ist das einzige, schönste Vermächtniß des alten Testaments; es ist das reizendste Codizill der Schöpfung, es ist entstanden aus einem Lächeln der Freude, aus einem Seufzer der Liebe und aus einer Thräne der Milde. Es ist ein Manupropria der Gottheit! das lebendige Bindezeichen des Himmels und der Erde, und das Velin-Probeblatt des jenseitigen Lebens.

Warum nennt man die Frauenzimmer das schwache Geschlecht? Ja, wenn Roheit Stärke und Knochenbau Kraft genannt wird, ja dann sind die Frauen das schwache Geschlecht; aber wenn Geduld Stärke und Gemüthausdauer Kraft genannt wird, dann sind die Männer das schwache und die Frauen das starke Geschlecht.

Die Männer ergreifen tausend Gegenstände mit gleicher Kraft und lassen sie alle wieder fahren, die Frauen ergreifen

einen Gegenstand mit inniger ausdauernder Glut, und diesen einen Gegenstand tragen sie als Glanzgold auf dem Fittich ihrer Seele; wer ist nun das schwache Geschlecht?

Der Mann jagt sich eine Bouteille Champagner durch die Gurgel, wenn er glücklich ist, und die Kugel durch den Kopf, wenn er unglücklich ist; die Frauen haben eine Thräne im Glücke und ein Gebeth im Unglücke; welches ist nun das schwache Geschlecht?

Der Mann verliert seine Ehre und glaubt sie, wie ein Taschenspieler, durch einen Pistolenschuß wieder zu bekommen; wenn ein Frauenzimmer ihrer Ehre schadet, verdammen sie beide Geschlechter; welches ist nun das schwache Geschlecht?

Der Mann liebt aus Instinkt und ist eifersüchtig aus Eitelkeit, die Frau liebt aus Sympathie und ist eifersüchtig aus Liebe; welches ist nun das schwache Geschlecht?

Der Mann verzeiht schwer und vergißt leicht, die Frau verzeiht leicht und vergißt schwer; welches ist nun das schwache Geschlecht?

Wenn der Mann mit seiner Geliebten zürnt, so ist die Quelle seines Zornes Egoismus und sein Zorn selbst die Essigmutter des Hasses; wenn das Mädchen mit dem Geliebten

zürnt, so ist die Quelle ihres Zornes nicht die Liebe zu sich, sondern die Liebe zu ihm, und ihr Zorn selbst ist nicht Zorn mit dem Geliebten, sondern Trauer um und über den Geliebten; welches ist nun das schwache Geschlecht?

Wenn ein großer Schmerz den Mann trifft, ein plötzlich hereinbrechendes Unglück, so stürzt seine Verzweiflung alle Säulen der Hoffnungs- und der Glaubenswelt über sich zusammen; wenn die Seele der Frauen von einem großen Jammer ergriffen wird, wenn sie alle Hoffnungen über Bord geworfen, so trägt die stürmende Woge sie nur höher empor. Der Gewitterschlag des Unglücks erschüttert nur ihre Erde — aber nicht ihren Himmel; welches ist nun das schwache Geschlecht?

Der Mann ist ein Despot beim Weibe und ein Weib bei dem Despoten, die Frau ist demüthig gegen den Mann und oft ein Mann gegen Despoten; welches ist also das schwache Geschlecht?

Der Mann poltert, wo die Frau weint; er tobt, wo sie schmollt; er flucht, wo sie mault; er ist feig, wo sie zagt; und ist tollkühn, wo sie muthig ist. Der Mann liebelt, die Frau liebt; er ist flau, sie zärtlich; wenn sie unschuldig ist, da ist er höchstens ohne Schuld; wo sie in Thränen zerfließt, thaut er kaum auf; wo sie schwärmt, da rechnet er; und wenn

ſie träumt, ſchnarcht er. Welches iſt nun das ſtärkere Geſchlecht?

Wo ſind denn die Männer ſtark als gegen ein ſchwaches Frauenzimmer, und wo ſind ſie ſchwächer als gegen die Starken? Ach, ſeht ſie doch an, die Herren der Schöpfung, die Könige der Natur, die Nimrode des Weltalls, dieſe Alleweltverſchlucker, dieſe Rieſenprojektirer und Weltgürtelhelden, ſeht ſie an, wie jammervoll ſie ausſehen, wenn die Schwächſte der Schwachen die Grauſame ſpielt! Wie ſie ſich krümmen und wie ein Theater-Perſpektiv groß und klein werden, um einen einzigen Blick dieſer Schwachen; ſeht das Alles an und laßt die Satyriker in Gottesnamen euch ein ſchwaches Geſchlecht ſchelten.

Letzthin ſagte mir ein ſolcher Satyriker, das weibliche Geſchlecht wäre mit nichts ſo gut als mit Büchern und Journalen zu vergleichen. Das Mädchen, nämlich ſo meinte er, wäre eine Idylle, die Jungfrau eine Ode, die Frau ein Lehrgedicht und die Matrone ein Addreßkalender. Die Spröden gehören unter die Mährchen und Erzählungen, die Koketten zu den periodiſchen Unterhaltungsblättern, die Eitlen zu den Modejournalen, die Schwazhaften unter die allgemeinen Repertoirs, die Stillen zu den Raritäten und Curioſen, die Treuen zu den Anekdotenleſen, die Verſchwiegenen zu den Wundern im Gebiete der Natur, und die Zänkiſchen zu den

Andachtsübungen frommer Kristen. Ein Haus, in dem viele Töchter sind, ist wie eine Buchhandlung; die Leute kommen hin, sehen sich die Bücher an, lesen das Titelblatt, blättern auch wohl ein bischen in ihnen, selten aber kauft einer ein Buch, selten nimmt einer eines nach Haus mit. Die Bücher haben noch das vor den Mädchen voraus, daß derjenige, welcher sie kauft, sie nur einmal binden zu lassen braucht, wer aber ein Mädchen an sich bringt, der muß fast alle Tage für einen andern Einband sorgen. Wenn man ein Buch kauft, so findet man in zehn Jahren noch denselben Sinn darin als im Augenblicke des Kaufens; wer heute aber ein Mädchen kauft, in deren Augen er ein Schäfergedicht liest, in vier Wochen lies't er eine Kriegserklärung in denselben. So wie in gewissen Ländern Bücher unter 24 Bogen einer strengen Zensur unterliegen, weil sie mehr gelesen werden, so müssen Mädchen unter 24 Jahren auch einer strengern Aufsicht unterliegen. Bücher über 24 Bogen und ein Mädchen über 24 Jahre sind weniger gefährlich, denn sie werden weniger gelesen.

Dieser Satyre wollen wir ein Bild unserer Jünglinge gegenüber halten, und gestehen wir nur, daß sie in Herzens- und Geistesbildung noch größtentheils weit unter dem weiblichen Geschlechte stehen. Sie fangen alles an und enden nichts, sie sind überall zu Hause, und nur bei, in und mit sich fremd. Sie studieren die Namen aller lebenden Mädchen und Frauen, und sind doch namenlos unstudiert; sie wissen alle geheimen

Liebschaften und öffentlichen Skandale, sonst aber wissen sie öffentlich wenig und geheim gar nichts. Sie wissen ihr Reitpferd aber nicht sich selbst am Zügel zu halten; sie lernen fechten, aber wenn sie der Teufel ansicht, sind sie verloren; sie lernen schwimmen, deßhalb bleiben sie stets oberflächlich und kommen keiner Sache auf den Grund; sie lernen tanzen und machen doch nie einen Schritt vorwärts; sie spielen Domino und wissen doch gar nichts anzusetzen; sie spielen Klavier und phantasiren und haben doch keinen Takt und keine Phantasie. Aber die Satyriker lassen diese Jünglinge gehen und es scheint ihnen interessanter, an interessantern Gegenständen ihren Witz und ihre Satyre zu üben. Der Satyriker ist der natürliche Antipode des Sentimentalen, und weil der Sentimentale das weibliche Geschlecht andächtig verehrt, glaubt der Satyriker es um so eher necken zu müssen. — Jedoch ich komme von Wein und Weiber auf die andern zwei W, Witz und Wahrheit zurück. Wir wollen sehen, ob wir in der Schöpfungsgeschichte nichts von diesen zwei W finden. Zuerst wurde das Licht erschaffen, dann Bäume, Vieh, kurz die ganze Schöpfung und zuletzt der Fürst der Schöpfung, der Mensch.

Das ist schon ein Witz, denn wenn der Mensch zuerst erschaffen worden wäre, er als Fürst hätte nicht zugegeben, daß das Licht erschaffen werde; die Fürsten sagen, ihre Unterthanen brauchen kein Licht, sie brauchen blos Kerzen, um am

fürſtlichen Geburtstage zu illuminiren. Das war alſo der erſte gute Witz. Das Licht wurde Tag genannt und die Finſterniß Nacht. Wie konnte Gott das Licht Tag nennen, da er doch wußte, da die Zeit käme, wo die Finſterniß an den Tag iſt? das war alſo der erſte ſchlechte Witz. Gott erſchuf zwei große Lichter. Ein großes Licht zur Regierung des Tages, und ein kleines zur Regierung der Nacht, das iſt ſehr witzig ſatyriſch. Die Regierung der großen Lichter liegt immer am Tage, und bei Nacht können kleine Lichter auch regieren.

Die Völker wollen zuweilen die kleinen Lichter putzen, aber das Lichtputzen iſt ein undankbares Geſchäft, macht man's gut, dankt einem Niemand, macht man's ſchlecht, wird man recht ausgelacht; oft will man ſo ein Licht putzen und löſcht's ganz aus. Die Franzoſen hatten einmal einen großen Tag, an welchem ein großes Licht regierte, ſie putzten es nicht, ſie löſchtens nicht aus — ſie ließens bloß ausgehen. Das Licht gieng ihnen aus, um nie wieder zurückzukommen, und mit dem Ausgehen dieſes Lichtes gieng ihnen ſo Vieles aus, daß ſie noch gar nicht wiſſen, wie Alles ausgehen wird.

Dieſes witzige W iſt alſo älter als die Menſchheit und die Viehheit, beide haſſen deßhalb Licht und Witz, ſie wollen nicht, daß das Licht ſie bewitzle, und daß der Witz ſie beleuchte. Ich denke mir, es muß ein großes Unglück ſeyn mit Witz auf die Welt zu kommen. Ein ſolcher Menſch iſt eine

wahre Mißgeburt! Der Staat hat wohlthätige Anſtalten für jegliches Elend, warum hat der Staat keine barmherzige orthopädiſche Anſtalt für jene Unglückliche, die mit Witz auf die Welt kommen? Wenn ich das Unglück gehabt hätte, je einen funken Witz bei mir zu verſpüren, ich hätte mich todtgeſchoſſen oder ich hätte geheurathet oder ich hätte mir ſonſt irgend ein Leides angethan. Der Staat ſollte aber wenigſtens nicht leiden, daß witzige Menſchen heurathen, damit ſich dieſe Raçe nicht fortpflanze. Kein Menſch kann den Witz leiden, aber blos aus Eigenſucht. Der Soldat kann ihn nicht leiden, weil er tiefer verwundet und den Feind beſſer ſchlägt als er; der Maler kann ihn nicht leiden, weil er frapanter trifft. Die Advokaten können ihn nicht leiden, weil er vergleicht. Die Kaufleute können ihn nicht leiden, weil er nicht ſpekulativ iſt. Die Zahnärzte nicht, weil er allen Leuten auf den Zahn fühlt. Die Augenärzte nicht, weil er vielen Leuten den Staar ſticht u. ſ. w. Blos das ſchöne Geſchlecht hat eine Vorliebe für den Witz, die oft eine Liebe für den Vorwitz iſt. Man glaubt aber gar nicht, wie viele Menſchen jetzt witzig ſind! Manche ſind inwendig witzig und man erfährt es nur nicht; o, wenn die reden wollten! Andere träumen die ganze Nacht die beſten Witze, beim Erwachen ſehen ſie aufs Fenſter und die Witze ſind vergeſſen. Andere haben alle Tage Augenblicke, in denen ſie witzig ſind, aber es ſind zum Unglücke grade die Augenblicke, in welchen ſie ſich raſiren laſſen, da können ſie nicht reden. Ich habe einmal einen ſtockdum-

men Menſchen gekannt, der viele köſtliche Einfälle hatte, aber leider immer in dem Moment, in dem er ſich einen Stockzahn ausreiſſen ließ. Ich habe einen Schriftſteller gekannt, der, wenn er zu ſchreiben anfieng, immer drei Seiten leer ließ, auf dieſen drei Seiten hätte ich witzig ſeyn können, ſagte er gewöhnlich, allein ich laſſe mir dünken, die Cenſur hat ſie geſtrichen.

Wir Deutſchen wir halten es mit dem Witz wie mit dem Heurathen. Die armen Teufel heurathen alle, die reichen Käutze bleiben Hageſtolzen, die armen am Geiſte wollen alle witzig ſeyn und Witze machen, der aber wirklich Geiſt hat, der affektirt eine Vornehmthuerei gegen den Witz. Unſere deutſchen Gelehrten, wenn ihnen ein witziger Gedanke entfährt, ſo gehen ſie zur Beichte, und wenn ſie einen heitern Gedanken in ihr Werk einflieſſen laſſen, ſo bitten ſie ihren Buchhändler und ihre Haushälterin tauſendmal um Entſchuldigung. Ja, ein guter, ehrlicher, deutſcher Beamter der lacht gar nicht, bevor er ſich umſieht ob es ſeine Behörde etwa bemerkt; in deutſchen Reſidenzen hat niemand einen guten Einfall ohne allerhöchſte allergnädigſte Bewilligung, und in freien Reichsſtädten darf im Umfange von zwei Stunden kein Witz und kein Hazardſpiel getrieben werden. Wenn in den deutſchen Kammern ein Redner witzig iſt, ſo rümpfen viele pedantiſch die Naſe. In Frankreich und England hat ein witziger Ausdruck des Redners oft mehr bewirkt als die läng-

ſten Sermonen der Geſteiften. Was aber das Schlimmſte bei dem Witze iſt, iſt der Umſtand, daß er die Wahrheit mit ſich herumſchleppt. Die Wahrheit, dieſe Verderberin alles menſchlichen Glücks. Ich glaube die Wahrheit iſt älter als Wein, Weiber und Witz. Die Wahrheit iſt älter als die Welt, denn die Wahrheit kann ſich mit Nichts vertragen, und war alſo vor dem Beginn der Welt da. Das Nichts und die Wahrheit exiſtirten, da erſchuff Gott die Welt aus dem Nichts und nicht aus der Wahrheit, denn die Welt verträgt ſich nicht mit der Wahrheit. Die Wahrheit kömmt aus der Welt, aber die Welt nicht aus der Wahrheit. Es giebt nur eine einzige Wahrheit, aber das Reich der Lüge iſt tauſendgeſtaltig, die Wahrheit ernährt keinen Menſchen, die Lüge tauſend. Von der Wahrheit könnte kaum ein Journal beſtehen, von der Lüge beſtehen tauſend. Ueber eine einzige Wahrheit werden oft tauſend Lügen verbreitet, aber über tauſend Lügen hört man kein einziges wahres Wort. Die Wahrheit, ſagt Schiller, lebt nur im Gedichte, ein ſchönes Leben, es wäre beſſer, ſie lebte gar nicht. Die Wahrheit hat ihre Anweiſung bekommen auf Kinder und Narren, die Narren reſpektiren dieſe Anweiſung nicht, und Kinder giebt es leider keine mehr.

Im Wein liegt Wahrheit, aber ſie liegt gewiß ganz unten am Boden, die Leute trinken oben den Wein weg und laſſen unten die Wahrheit liegen. Wenn der Wein hinein kömmt, kömmt die Wahrheit heraus, ich habe mich an ſtarke

Weintrinker angemacht, nie ſah ich eine andere Wahrheit herauskommen, als eine wahre Beſoffenheit. Die Lüge kommt überall gut heraus, die Wahrheit kommt nie heraus. Der Wein und die Wahrheit ſind ſich nur in ſofern ähnlich, als man mit beiden anſtoßt, aber mit dem Wein läßt man die Leute leben, und mit der Wahrheit läßt man die Leute ſterben.

Sie ſehen alſo, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! daß die vier W: Wein, Weiber, Witz und Wahrheit uns das Leben ſehr erſchweren. Der wahre Witz iſt verderblich und die witzige Wahrheit noch verderblicher. Eine bittere Wahrheit iſt oft eben ſo geſund als ein bitterer Wein, und ein unſchuldiger Witz ſo himmliſch wie ein unſchuldiges Weib.

Leider hält man oft den Witz für eine Wahrheit und die Wahrheit für einen Witz. Wein und Weiber machen trunken, Witz und Wahrheit machen nüchtern.

Doch ich habe mich in dieſe vier Weh etwas verſtrickt, ich glaube Ihnen den Wein in Wahrheit ſo ziemlich gewäſſert zu haben; was den Witz und die Weiber betrifft, ſo werden Sie bemerken, daß der Witz mich viel eher verläßt, als ich die Weiber, denn ich werde dieſes reizende Thema in der zweiten Hälfte meiner heutigen Vorleſung mehr variren. Sie werden ſich indeſſen von den vier Wehen halb und halb erholen, und halb und halb iſt ja ganz.

Vielfältige Variationen eines einfältigen Thema auf einer Saite (Seite) à la Paganini.

Papanini, den Sie alle kennen, hat die Kunſt erfunden, auf einer Saite zu ſpielen, ſeit dieſer Zeit ſind wir noch einſeitiger geworden als wir je waren. Nur mit dem Unterſchiede, Paganini ſpielt auf der G= (Geh=) Saite, wir mit unſerer Einſeitigkeit ſpielen auf einer Saite, wo es nicht mehr geht.

Wir leben jetzt in einer ſonderbaren Epoche! In der Kunſt ſpannt man die Erwartung und in der Politik die Anforderungen ſo hoch, daß alle Saiten reiſſen und ein einſeitiges Spiel Kunſt und Politik verzückt und verdirbt. Nicht nur die Politik der Kunſt liegt in Doppeltgängen, ſondern noch mehr beſteht die Kunſt der Politik in lauter Doppelt=

gängen auf allen Seiten! Denn jeder Politiker ist ein Doppeltgänger, mit dem Unterschiede, daß sich beim Politiker die zwei Doppeltgänger gar nicht ähnlich sehen.

Ein Politiker ist unstreitig ein grösserer Künstler als Paganini, denn Paganini hat es vor der Hand noch nicht dahin gebracht auf gar keiner Saite zu spielen. Ich wundere mich, oder vielmehr ich ehre es an Paganini über alle Massen, daß er es noch nicht versucht hat, auf gar keiner Saite zu spielen! Ich bin überzeugt, wenn heute angekündigt würde:

„München, Dienstag u. s. w. wird Paganini ein H=mol Konzert auf gar keiner Saite vorzutragen die Ehre haben."

Dann sind alle Plätze im Nu vergriffen.

Das Theater ist gesteckt voll, Paganini erscheint, spielt sein H=mol Konzert auf gar keiner Saite, alles ist entzückt, Enthusiasten stöhnen, Enragées schluchzen, Frauen fallen in dezente Ohnmachten, alte Jünglinge lächeln selig und junge Greise weinen angenehm, vom Bravo erschallt das Haus, Paganini wird hervorgerufen und muß sein H=mol Konzert auf keiner Saite noch einmal spielen.

Tags darauf lesen wir in den Zeitungen Folgendes:
„Vorgestern spielte Herr Paganini sein H=mol Konzert

auf gar keiner Saite. Wir ſind in Verlegenheit, was wir über dieſes auſſerordentliche Phänomen ſagen ſollen. So etwas muß man hören, wer es nicht gehört hat, der glaubt es nicht; aber wir alle, die wir es hörten, die wir dieſe Töne hörten, die er aus gar keiner Saite entlockte, die wir dieſe Harmonien nicht nur hörten, ſondern fühlten, nicht nur fühlten, ſondern ſahen, nicht nur ſahen, ſondern ſchmeckten. Wir alle können nichts ſagen als:

„Dieſes H-mol Konzert auf gar keiner Saite iſt das grauenhafteſte und bizarrſte, das erhabenſte und vertiefendſte, das harmoniſchſte und heterogenſte, das reorganiſchſte und organiſchſte, das allereinendſte und das allerallſte Spiel! Sein Spiel iſt die elektromagnetiſche Pamaphraſirung der Pendulſchwingungen einer congreviſchen Rakete in dem phantasmagoriſchen Prisma des Jeanpaulſchen Campanerthals. Eine Reſurrection der Hoffmannſchen Stammgeiſter in der Reſpiration der Dezimaltheile des transzendentalen Sauerſtoffes, und die perſonifizirte Reſignation der Wehmuth unſeres weiblichen Hexentheiles in einem Mondſcheinregenbogen, den wir nur mit den Ohren ſehen. Bei allem dem göttlichen Spiel auf gar keiner Saite bewundern wir, oder vielmehr beten wir an, den ganz eigenen Bezug ſeiner Violine, der mit andern Erdenkünſtlern in gar keinem Bezug ſteht. Schade nur, daß dieſe keine Seite etwas unmerklich zu hoch war, welches aber unter der Hand dieſes Erdengottes ganz verſchwand; kurz,

wir können Paganini's Violinſpiel nicht anders bezeichnen als: ein göttliches Saitenſtechen!"

Einen ſolchen Erfolg könnte ich Herrn Paganini verbürgen, wenn es ihm einmal einfiele, auf gar keiner Saite zu ſpielen, er thut es nicht; unſere Politiker aber ſind oft darin groß, daß ſie eben wirklich ankündigen laſſen, ſie werden auf gar keiner Seite mehr ſpielen, und wenn ein Politiker einmal ſo thut, als ſpielte er auf gar keiner Seite mehr mit, ſo hat er entweder ſeine Einnahmen für dieſes Conzert auf keiner Seite ſchon in der Taſche, oder er hat heimlich alle Seiten in der Taſche und ſpielt ein Taſchenpizzicato, daß einem Hören und Sehen vergeht.

Ja meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! der Menſch, das Leben, die Kunſt, die Politik, die Geſelligkeit, die Liebe, alles iſt jetzt einſeitig. Der Menſch ſelbſt iſt einſeitig, das einſeitigſte Geſchöpf; Adam ſelbſt, war einſeitig; er hatte nur eine gute Seite, die andere Seite, aus welcher das Weib erſchaffen wurde, war nicht die beſte. Eva hatte auch nur eine gute Seite: „die Genäſchigkeit," denn wenn ſie nicht von dem lieben Apfel gegeſſen hätte, wären wir noch alle in dem lieben Stande der Natur, in dem lieben Viehſtande. Adams Ehehälfte, denn im Paradieſe war die Frau wirklich noch des Mannes Ehehälfte, unſ're jetzigen Weiber ſind kaum Eheachtel und Eheſechzehn:el, gab ihm einen halben Apfel und der

erſte exiſtirende Reichsapfel war auch ſogleich ein Zankapfel. Ach, es iſt kein guter Biſſen daran, ein Fürſt zu ſeyn! und ſelbſt Adam, der noch nichts zu regieren hatte, als Vieh, der ſich alſo gut einen „Selbſtherrſcher" hätte nennen können, auch Adam der erſte wirkliche Fürſt von „Gottesgnaden" war ein unglücklicher Regent, und ſeine Civilliſte war doch ſehr bedeutend, denn alles in ſeinem Reiche gehörte ihm, bis auf einen einzigen Apfelbaum.

Wie glücklich hätte Adam ſeyn können, wenn er dieſe eine Seite nicht gehabt hätte! er hätte ſeine Schaafe ſcheeren können bis an's jüngſte Gericht. Schaafe aber ſind ſuperbe Unterthanen, wenn man ſie auch bis auf die Haut ſcheert, die Wolle wächſt wieder! ach, und die Schaafköpfe ſind die Glücklichſten, *denn ſie ſitzen immer in der Wolle!*

Das Muſter aber aller beſten Unterthanen, das Ideal eines Unterthans iſt das Kameel, denn das Kameel iſt das einzige Thier, das noch niederkniet, wenn man ihm friſche Laſten auflegen will. Welche herrliche Unterthanen ſind nicht die Fiſche? ſie gehen ewig in's Netz, ja ſie verbluten oft an der Angel, und doch fallen ihnen nie die Schuppen von den Augen. Die Vögel ſind auch herrliche Unterthanen, man kann ſie mit Dunſt betäuben und erwiſchen. Und ſolch ein Volk mußte Adam verlieren, eines Weibes halber. Iſt das nich eine unglückliche Einſeitigkeit?

Der Menſch, der Mann, die Frau mit allen ihren Thaten und Gefühlen, wie einſeitig iſt das Alles. Man ſagt zwar: „jedes Ding hat zwei Seiten;“ der Menſch aber iſt kein Ding, der Menſch iſt ein Unding, mit Ausnahme meiner freundlichen Hörer und Hörerinnen, das verſteht ſich.

Das Herz ſelbſt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! iſt einſeitig. Das Herz des Menſchen iſt das einſeitigſte Ding der Welt; es pocht immer laut auf, wenn es von einer gerechten Sache durchdrungen iſt, und es ſollte doch wiſſen, daß, je gerechter man iſt, deſto weniger ſollte man darauf pochen. Wo es ſich um Gut und Blut handelt, da pocht das Herz, wie einſeitig! wenn das Herz vielfältig wäre, ſo wüßte es, Gut macht Blut, Blut macht Muth, Muth macht Uebermuth, und wo Uebermuth iſt, da klopft kein Herz im Buſen. Für was ſchlägt das Herz im Buſen? Für das Schmählichſte im Leben. Denn das Leben opfert man der Freundſchaft, die Freundſchaft opfert man der Liebe, die Liebe opfert man der Ehre, die Ehre opfert man der Eigenliebe, die Eigenliebe aber opfert der Menſch nur dem — Hunger, und dafür ſchlägt am Ende jedes menſchliche Herz, wie jammervoll einſeitig! Sehen wir alle Regenten der Welt an, ſie ſpielen im Grunde alle auf einer Seite, wenn ſie ganz allein aufgeigen können, und auf der andern Seite ſpielt das Volk. Die Regenten ſpielen majestoso und die Völker doloroso, aber nicht auf einer Seite wird moderato assai ge-

ſpielt. Wie nun die Regenten auf der einen Seite ſtehen und die Völker auf der andern, ſo ſagen die Regenten: unſer Intereſſe läuft mit dem Intereſſe der Völker parallell," und da haben ſie vollkommen recht, denn man weiß, daß zwei Linien, die parallell laufen, ſich gegenſeitig nie berühren.

Selbſt mit dem beſten Herzen ſtößt man bei jedem Stande auf eine Seite, wo man anſtößt, auf eine Saite, die nicht antönt, und wenn man auf der einen Seite ſich beliebt macht, macht man ſich auf der andern verhaßt. Wünſcht man auf der einen Seite allen Menſchen gute Geſundheit, ſo ſagen auf der andern Seite die Aerzte: das iſt ein Böſewicht; man müßte alſo den Aerzten andere Krankheiten übergeben, z. B. die Starrſucht des Miniſteriums, die Choleramorbus der Renten, die ſtarke Phantaſie der neueſten Romantiker, den Fieberparoxismus der Enthuſiaſten, die Abzehrung des deutſchen Theaters, die Gallſucht der deutſchen Rezenſenten u. ſ. w.

Wünſcht man auf der einen Seite den Leuten Ruhe, ſo ſchreien die Leute auf der andern Seite: Arbeit; will man auf einer Seite Eintracht herſtellen, ſo kommen auf der andern Seite die Advokaten und klagen auf Entſchädigung. Es nützt nichts, wenn man ſie anweiſt auf: Müller's „Zwieſpalt der Natur", auf den „Scheidungsprozeß" von Kalk und Alkohol, auf Schiller's „Klage der Ceres", auf Kotzebue's „häuslichen Zwiſt", auf den „Streit der Elemente" und auf

den ewigen Hader zwiſchen Dummheit und Vernunft. — Bei dieſer Gelegenheit theile ich Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! einen kurzen aber intereſſanten Eheſcheidungs-Prozeß aus dem Gerichtsſaale des Olymp's mit.

In Olymp giebt es eben ſo gut Eheſcheidungen, als auf Erden, ich aber bin ſchon lange gegen die Art und Weiſe, wie die Menſchen mit ihrem Verſprechen, Trauen und Scheiden zu Werke gehen, unzufrieden geweſen.

Zuerſt verſpricht man ſich, dann folgt das Trauen, das iſt die verkehrte Welt, was nützt ein Verſprechen, bevor man ſich traut? Zuerſt muß man trauen und dann verſprechen.

Man verſpricht ſich, das eben iſt das Uebel, anſtatt daß ein Jedes dem Andern goldene Tage verſprechen ſollte, verſpricht jeder nur ſich goldene Tage. Man vermählt ſich erſt, dann läßt man ſich ſcheiden, das iſt eben ſo unrecht, man ſollte ſich erſt ſcheiden, dann vermählen. So lang ſie Braut und Bräutigam ſind, da ſind ſie in einander verliebt, kaum ſind ſie verheirathet, ſo lieben ſie ſich erſt recht, d. h. ein jedes liebt ſich. Als Verlobte hängt der Himmel voll Geigen, als Vermählte werden aus den Geigen lauter Contrabäſſe. Als Verlobte leben ſie unter Amors Flügel, als Vermählte wohnt er auf dem rechten Flügel und ſie auf dem linken Flügel, ſie hat ſogleich einen andern Flügelmann, und nur in ihrem Flü-

gel, aber nicht in ihrer Ehe findet ſie einige Harmonie; ſie ſpielt ihre Noten ganz allein, und nur, wenn ſie Banknoten und Pfundnoten haben will, wird der Mann zu einem vierhändigen Stück eingeladen. Iſt alſo eine ſolche Vermählung nicht eine wahre Scheidung und die Eheſcheidung einer ſolchen Ehe muß eine wahre Vermählung werden.

Demnach trug auch das Wort „Zeitgeiſt" im Olymp auf Eheſcheidungen.

Der Mann „Geiſt" trug auf förmliche Scheidung von ſeiner Frau „Zeit" an. Er begründete ſeine Klage folgendermaßen:

Erſtlich hat meine Frau, die Zeit, nur einen Zahn, welches für den Geiſt, der den Leuten auf die Zähne fühlen muß, ein Unglück iſt.

Zweitens iſt meine Frau, die Zeit, eine leichtſinnige Thörin, die mir entflieht, bevor ich mich ihrer recht freuen konnte; eine Boshafte, die dem Glücklichen im Nu entrinnt, und bei dem Unglücklichen mit boshafter Schadenfreude, mit bleierner Geduld ausharrt, und eine Leichtſinnige, die mit Kronen, Völkerglück und Menſchenrecht wie mit leichten Marken ſpielt. Ueberdem iſt aus unſrer Ehe kein geſundes Kind hervorgegangen; man mag fragen wen man will, ſo wird jeder ſagen:

die Kinder unſeres Zeitgeiſtes ſind entweder lächerliche, alberne Thoren, oder verkrüppelte, engherzige Geſtalten.“

Nachdem der Mann, Geiſt, ſo geſprochen, trat die Beklagte, die Zeit, hervor und vertheidigte ſich folgendermaſſen:

„Als mein Mann, der Geiſt, mich ehelichte, wußte er, daß ich nur einen Zahn habe, aber das ſchadet ihm nichts, dem wahren Geiſte thut der Zahn der Zeit keinen Abbruch. Er ſagt, ich fliehe, bevor er ſich meiner freuen kann, das iſt ſeine Schuld. Er iſt mein abgeſagteſter Feind; wenn man mich in einer Geſellſchaft nicht haben will, ſo ruft man den Geiſt zu Hülfe, um die Zeit zu vertreiben. Iſt das zum Aushalten? Sehen Sie einmal, in unſern Theatern und Akademien, wo ſich mein Mann ſelten ſehen läßt, da weile ich ſtets geduldig, und Sie ſagen: wir haben hier Zeitlang. Kurz, mein Mann, der Geiſt, iſt immer darauf bedacht, mich zu verkürzen. Daß unſere Kinder nichts taugen, da iſt mein Mann ſchuld, der Vater muß die Kinder bilden. Im Geiſte liegt die Urſache aller Verderblichkeit und nicht in der Zeit. Was aber wäre mein Mann ohne mich? was wäre ein Geiſt ohne Zeit? Eine Zeit aber ohne Geiſt hat zu allen Zeiten gut beſtanden. Was der Geiſt unternehmen will, braucht er Zeit dazu, aber die Zeit ſetzt alles ohne Geiſt durch. Der ſchönſte Geiſt macht nichts, wenn er zur unrechten Zeit kömmt. Die ſchlechteſte Zeit aber findet noch immer einen Geiſt, dem

ſie erwünſcht kömmt. Bei den Vorleſungen bemerkt man oft, daß der Geiſt und die Lichter immer kürzer werden, dagegen die Zeit und die Geſichter immer länger werden. Mich ſucht man ſtets zu verkürzen und doch komm ich noch lang gut genug. Den Geiſt ſucht man immer zu vermehren, und doch kömmt er immer zu kurz. Sie ſehen alſo, daß mein Mann keine Urſache hat, auf Scheidung anzutragen.“ Die Richter des Olymps entſchieden ſehr bald, und das konnten ſie auch eher als unſere Juſtiz, weil ſie den Geiſt ſogleich bei der Hand hatten. Sie entſchieden, daß der Geiſt mit der Zeit fortlebe, da er im Grunde ein armer Teufel iſt, und blos von der Gnade ſeiner Frau Zeit lebt.

Wie einſeitig, meine freundliche Hörer und Hörerinnen! iſt der Menſch in der Liebe zu ſeinen Mitmenſchen! Er fängt an den Menſchen zu lieben, wenn derſelbe aufgehört hat zu leben. Der Menſch kann dem Menſchen und der Sonne nur, wenn ſie untergehen und von ihm ſcheiden, freundlich und offen ins Antlitz ſchauen und nachſehen; am Tage und wenn ſie bei ihm weilen, ſieht er in beiden nur die Flecken. Der Menſch und die Sonne erſcheinen uns gerade in der Mitte ihres Laufes, wenn ſie im vollſten, reichſten Lichte ſtehen, am allerkleinſten! Nur wenn unſer Nebenmenſch beide Augen zudrückt, drücken wir ein Aug zu; nur wenn ihm die letzte Grube gegraben wird, graben wir ihm keine Grube mehr; und unſer

Herz schlägt nicht eher für ihn, bis sein Herz gar nicht mehr schlägt!

Man sagt, der Mensch lebt siebzig Jahre, das ist ein schlechter Ausdruck, der Mensch stirbt siebzig Jahre! Wie er geboren wird, fängt er an zu sterben, und wenn er stirbt, so ist er blos zu Ende gestorben. Wenn wir uns gegenseitig zum Geburtstage gratuliren, so ist es nicht darum, weil wir ein Jahr mehr gelebt haben, sondern daß wir ein Jahr weniger zu sterben haben. Ist es also nicht unrecht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! daß wir uns gegenseitig nicht nur das Leben sondern auch das Sterben so sauer machen? Lassen wir doch die Menschen ihre siebzig Jahre ruhig durchsterben. Ach, wenn wir alle unsere Mitmenschen als Sterbende betrachten, wie milde, wie gütig, wie nachsichtig, kurz wie reinmenschlich würden wir nicht allesammt seyn?

Wie einseitig ist nicht selbst das einseitigste Ding der Welt, die Mode? Auf vielen Seiten zieht man alle Tage ein neues Kleid, also einen neuen Menschen an, aber nie zieht man den alten aus. Auf der einen Seite trägt man noch alles gerade so wie man es vor fünfzig Jahren getragen hat. Die Geldstolzen tragen noch immer die Nase hoch, die Jesuiten tragen noch immer die Rücken krumm, die Narren trägt man noch immer auf den Händen, die Heuchelei auf der Zunge und die Falschheit im Herzen. Die Bitten trägt man vor,

den Haß und die Rache trägt man nach, die Unschuld trägt man an, die Verläumdung trägt man zu, die Lügen trägt man aus und den Mantel trägt man auf beiden Schultern. Aber nicht nur in dem, was man trägt, ist's die alte einseitige Mode, sondern auch in dem, was man nicht trägt. Man trägt noch immer kein Bedenken, die Unglücklichen gar nicht zu bedenken, man trägt noch immer kein Herz im Leibe und kein Gewissen im Busen, man trägt noch immer kein kleines Geld bei sich, wenn man einem Armen etwas schenken soll, man tragt noch immer keine Schulden ab und die Redlichkeit trägt noch immer keine Freuden ein; ist das nicht dieselbe alte Mode-Einseitigkeit?

In der jungen Welt ist die Mode auch noch mit ihrer alten Einseitigkeit. Die allumfassende Mädchen knüpfen noch das Band des Kleides fester als das Band der Liebe, sie tragen häufiger die vielfärbige Schärpe der Mode als den einfachen Gürtel der Anmuth, sie verschleiern mehr das Gesicht als die Gesinnung und sie kommen oft unter den Hut aber selten unter die Haube.

Unsere Männer machen auf der einen Seite eine vielfältige Toilette und auf der andern Seite ein einfältiges Gesicht, sie sehen drrauf, daß die Kravatte aber nicht daß das Herz auf dem rechten Flecke sitze; sie sehen mehr anf einen feinen Rock als auf feine Sitten, und sie glauben, wenn ihr

Kleid nur gut geſchnitten iſt, ſo brauchen ſie ſelbſt weder gehauen noch geſtochen zu ſeyn.

Hier haben Sie wieder Gelegenheit zu bemerken, daß die Satyre und der Witz, dieſe wenigſtens, auch einſeitig ſind. Aber daß der Witz ſich ſo viel mit dem weiblichen Geſchlechte beſchäftigt, charakteriſirt ihn, er iſt der Bergbohrer des Lebens, der eben das edelſte Mittel aus den Tiefen hervorgeholt, und es abſondert aus dem Taubgeſtein der alltäglichen Dinge, an denen nichts Mangelhaftes und auch nichts Glänzendes zu ſehen iſt. Der Witz iſt eine diebiſche Elſter, er ſteckt ſeinen Schnabel gerade nach dem Glänzenden aus. Der Mann mit ſeinen guten Seiten iſt kein Stoff der Begeiſterung, und mit ſeinen ſchwachen Seiten kein Stoff für den Witz, das Weib mit ſeinen Tugenden iſt ein Thema für Engelszungen und mit ſeinen Schwächen ein liebliches Feld für den Witz. Der Mann, wenn er fällt, fällt er auf die ſchwache Seite, die Frau, der Banquier und das Butterbrod, ſie fallen alle auf die gute Seite.

Der Dolch, mit dem der Witz das weibliche Geſchlecht anfällt, iſt ein Theaterdolch, die Spitze fährt in den Griff zurück, er trifft, aber er verletzt nicht; der Witz geht mit dem ſchönen Geſchlechte um wie die ältern Maler mit den Päbſten, ſie liegen vor ihnen auf den Knieen, um ſie zu zeichnen. Der Witzige nennt ſeine Frau eine Geißel, aber er iſt

eine Bramine, der ſeine Geißel liebt, küßt und ſich nie von ihr trennt.

Ueberhaupt iſt der Witz im Allgemeinen einſeitig, nur der Humor iſt vielſeitig, oder vielmehr allſeitig. Der Witz iſt ein Saturn, er verſchlingt ſeine liebſten Kinder, der Humor iſt der erſtgeborne Kronprinz der Phantaſie, bei ſeiner Geburt ertönen alle Geiſtesglocken und tauſend Kanonendonner verkünden ſeine Geburt, bei der Geburt des Witzes hingegen verkünden es blos einige Böller.

Ich möchte den Humor den Witzherkules am Spinnrocken nennen. Er überwindet die Welt, aber er giebt Pardon, er verzehrt die Gefangenen nicht kanibaliſch wie die bloße Satyre. Er iſt ein lebensfroher, genialer, kräftiger Greis, der ſich liebevoll mit uns wie mit Kindern neckt und balgt, und gutmüthig mit uns am Boden herumkrabbelt. Es ſcheint, als hätte der Humor ewig gelebt und müßte ewig leben. Er wird, wie eine Dennebecker Metamorphoſe, bald ſo groß, daß er das Haupt mit Sternen umflicht, und mit ſeinen Rieſenarmen hinausgreift in's jenſeitige Leben, daß ihm die Wolken und Planeten wie Waſſertropfen an den Fingern hängen. Bald wieder läßt er ſich auf dem Fallſchirm der Phantaſie hernieder, ſpielt kindlich mit Blumen und Steinchen, taucht in die Tiefen des Meeres, in die Schachten der Erde, ſtreift in Urgebirge und Wälder, iſt in Werkſtätten und Laboratorien und

überall holt er seine Nahrung und alle Reiche der Natur müssen ihm Brandschatzung geben.

Die Laune, der Witz, sie buhlen mit dem Leser, sie wollen, daß die Leser gnädig auf sie herablächle, der Humor aber will, daß man mit Schauer an ihn hinaufsehe, wie zu einer grollenden Wolke, wie zu einem donnernden Gletscher. Der Witz ist ein Seiltänzer, er ist geschmeidig, er bückt sich, wenn es seyn muß, und beugt das Knie. Der Humor aber hat eiserne Schienen um die Gelenke, er kann sich nicht bücken, nicht beugen, er steht über dem Leser, über dem Hörer, er ergreift sie und stellt sie hinauf auf das Schreckhorn des Lebens zur weitblickenden An- und Aussicht der tiefliegenden Welt. Er zuckt wie ein Nordlicht tausendgestaltig über unsere Häupter hin. Wie Schwert und Lanze, wie Blutfackeln und Blumenkränze, wie Gluthdolche und Sensen, daß man glaubt, es deute auf Krieg und Verwüstung, und es ist nichts als das unnachahmliche Schauspiel der Natur, das Geheimniß und Farbenspiel seines unbegreiflichen Geistes; ein unschuldiger Abglanz der geistigen Ursonne; ein in das Herz hineinfunkelndes Lichtmeteor in den langen, kalten, öden Nordnächten unseres Lebens. In Hinsicht der Einseitigkeit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, haben meine Vorlesungen sehr viel von Witz und Humor, denn Sie sehen, daß sie nur auf einer Seite geschrieben sind, und die andere Seite ist ihnen gewiß die liebste Seite, ja Sie sehen, daß wunderbarer Weise

die Seite, auf der gar nicht geſchrieben wurde, doch nicht ſo trocken iſt als die beſchriebene Seite; dieſe trockene Wahrheit möge ihnen beweiſen, wie ſehr ich bemüht bin, meine beſten Seiten dem Publikum zuzuwenden. Die trockenen Schriftſteller, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! ſind die glücklichſten, ſie erſparen den Sand, weil ſie ihre Sachen gleich trocken niederſchreiben, und können dieſen Sand den Leſern in die Augen ſtreuen.

Ich ſollte ihnen eigentlich zum Schluſſe meiner Vorleſungen eine kleine Nachleſung halten, allein wo die Vorleſung ſelbſt ſo unbedeutend war, läßt ſich von der Nachleſe gar nichts erwarten, im Gegentheil bin ich froh, daß Sie meine Vorleſungen nicht nachleſen können, ſonſt wären ſie verleſen. Ich ſchließe meine Vorleſungen, weil ich Ihnen nicht aus den kurzen Sommerabenden lange Winternächte machen will.

Philosophischer Spaziergang des Boeuf-gras durch die Straßen von Paris in den drei letzten Carnevalstagen und Tagen der Unruhen im Jahre 1831.

(Pariser Vorlesung.)

Wenn sie mit mir, meine freundlichen Zuhörer und Hörerinnen! die Blätter der Weltgeschichte durchgehen, so werden Sie finden, daß es nicht immer die kleinsten Ochsen waren, die die größte Rolle gespielt haben. Der reine, wahre, durch keine Erziehung verdorbene, durch keine Weltbildung entartete Naturochs ist der glücklichste Mensch der Erde, und ich bin überzeugt, daß, wenn nicht zufällig der Ochs früher erschaffen worden wäre als der Mensch, der Mensch nicht gelitten hätte, daß nach ihm noch der Ochs erschaffen werden soll. Sagen Sie selbst, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! wenn es im Paradiese gar keine Menschen, sondern blos Ochsen gegeben hätte, wären wir nicht allesammt noch im Paradiese? Der Ochs hätte weit lieber in's Gras gebissen als in den Apfel, denn wir haben ja noch stets das Beispiel, daß

ein Ochs sich nie um den Baum der Erkenntniß bekümmert, und doch eher auf einen grünen Zweig kömmt. Die heilige Schrift sagt uns nicht, daß der Ochs im Paradiese sich gelangweilt hat, aber wohl der Mensch, denn er ist sogleich eingeschlafen, und in seinem Schlafe ist die juste milieu zwischen Menschen und Schlangen erschaffen worden, das Weib.

Ich bitte Sie also, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! den Ochsen mit einiger Ehrfurcht zu betrachten. Kennen Sie das Sprichwort: „Wenn das Glück geht, kälbert der Ochs?" Bestätigt es sich nicht an allen unsern Vaudeville-Dichtern?

Das Reich der Ochsen ist das glücklichste, ein jeder Ochs pflügt seinen eigenen Acker; kein Ochs pflügt mit einem fremden Kalbe, und ihre Charte ist die herrlichste, denn es heißt: „du sollst dem Ochsen, wenn er drischt, das Maul nicht zuschließen!" Ist das nicht die vollkommenste Preßfreiheit? eine Preßfreiheit, zu welcher alle menschlichen Regierungen noch nicht gelangt sind? — Unter den Aristokraten und Ultras, unter den Carlisten und Congregationisten finden Sie Ochsen, aber unter den Ochsen finden Sie keine Aristokraten, keine Ultras, keine Jesuiten und keine Absolutisten, und dennoch findet man an den höchsten Tafeln Fleisch von ihrem Fleische und Bein von ihren Beinen. Ein jeder Ochs trägt für die Sache der Menschheit seine Haut zu Markt, und verlangt

nicht einmal das Kreuz der Ehrenlegion dafür! Die edle polniſche Nation, die Warſchauer Pariſer, das glücklichſte Impromtu der franzöſiſchen Revolution, die Paſſage-Diebitſch von Rußland nach Frankreich, die Polen müſſen Hunger leiden! ſie haben kein Fleiſch, denn die Nachbarländer haben das Princip der Non-Intervention auch auf die Ochſen ausgedehnt. Die Polen leiden nicht ſowohl an Menſchen-Mangel als an Ochſen-Mangel. Ganz Deutſchland hat ihnen die Ochſen abgeſchnitten und mit Ausnahme den gefangenen Koſaken giebt es keine Ochſen mehr in Polen!

Nach allen dieſen Betrachtungen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! werden Sie es nicht unnatürlich finden, daß ich Ihnen ein wenig den höchſten jetzt lebenden Ochſen, den **Boeuf-gras**, vorführe; ich ſage den größten jetzt lebenden, denn ich bitte Sie, ſich in den Faſchingsdienſtag zu verſetzen, wo dieſer Ochs noch in unſerer Mitte wandelte. Nicht ohne Selbſtgefühl ſehen wir ihn einherſchreiten, mit bedächtigem, gravitäten Schritt, wie ein neugeſchaffener **Sous-Préfet**, die Hörner unter Blumen verborgen, wie ein Ehemann in den Flitterwochen, und alte Principien wiederkäuend, wie die Quotidienne. — Er geht bedächtig einher und ein Amor ſchaukelt ſich auf ſeinem Rücken. O, wie ſinnig! die ganze Welt iſt ein Faſchingstag, ein kurzer Moment des Schwindels und des Taumels, eine bunte Maskenwelt, mit Maskenherzen und Meinungen. Auf dieſem kurzen Taumelmoment folgt ſogleich

der Aſchermittwoch, die graue, fahle, farbenloſe Ewigkeit und in dieſem Lebensfaſchingsdienſtag ziehen Dummheit und Liebe regierend und tyranniſirend durch die Welt. Es iſt ein groſſes, ein herzſtärkendes, ein erhebendes Gefühl, der gröſte Ochs einer ungeheuern Stadt zu ſeyn, und in dieſem Gefühle ſehen wir ihn aus dem „abbatoir du roule“ hervorgehen. Mit einem zufriedenen, ſelbſtgefälligen Lächeln, wie Dupin, nachdem er das Vaterland gerettet hatte. Als er aus dem abattoir herausgieng, verfinſterte ſich die Luft, eine ſchneeweiße Wolke verſperrte ihm den Weg und aus der weißen Wolke trat in leichten Umriſſen der Geiſt des Boeuf-gras vom Jahre 1830 heraus.

Wenn ſie ſich hier, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! über den Ausdruck „Geiſt“ wundern, indem Sie vorausſetzen, ein Ochs habe keinen Geiſt, ſo muß ich Sie darauf verweiſen, daß man von tauſend Menſchen, die in ihrem Leben keinen Geiſt hatten, nach dem Tode doch ſagt: Sie haben ihren Geiſt aufgegeben. Im Leben geſtehen wir keinem gerne Geiſt zu, ſobald man aber ſtirbt, geben wir jedem Geiſt, ſo wie wir auch ſchlechten Domeſtiquen, wenn wir ſie fortſchicken, ein gutes Zeugniß ausſtellen.

Doch ich komme vom Geiſte der Menſchen zu dem Geiſte des Boeuf-gras zurück, der unſerm lebenden Boeuf-gras erſchien. Wir wiſſen aus der Geſchichte, daß die Thiere eine

eigene Gabe haben, eher Geiſter zu ſehen, als der Menſch. Bileams Eſel hat auch den Geiſt früher geſehen als Bileam. En passant bemerke ich Ihnen, daß es eine Eſelin war, welches dem Geiſte doppelt angenehm war, denn er wußte, ſie wird nicht ſchweigen können, und ſogleich zu ſprechen anfangen. Auch unſer Boeuf-gras ſah ſogleich den Schatten ſeines Vorgängers. Wie Hamlet ſtellt er ſich dem Schatten-Ochſen entgegen und ſprach: „Stay and speak to me!“ und der Geiſt des vorherigen Ochſen antwortete:

„Ich bin deines Vaters Geiſt!“

Da zerfloß unſer Boeuf-gras in Thränen. „Wie?“ ſagte er, „du todt? ich hätte geglaubt, daß jetzt vor einem Jahre ein ſo großer Ochs als du, ſein Glück gemacht haben müßte, jetzt freilich iſt es anders! o! Geiſt meines Ahnherrn! für mich blüht keine Hoffnung, das franzöſiſche Volk will keine großen Ochſen mehr, und ich werde fallen ein Opfer der Freiheit!“ Da erhob ſich der Geiſt des vorigen Ochſen, und ſprach dumpf und düſter:

„Ich war ein bürgerlicher Ochs, und die wurden auch vor einem Jahre nicht begünſtigt! Ich bin als Boeuf-steak in Saft und Blut meiner vornehmen Milchbrüder übergegangen. Du aber ſey ruhig, ich ſage mit dem Marquis von Poſa: „Andere Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten.“

O, die Zeit wird wiederkehren, wo wir blühen werden, „die Sonne geht in unſerm Reich nicht unter!“ wenn man einen von unſerm Geſchlechte niederſchlägt, ſo ſtehen zehn Rächer aus unſerer Mitte dafür auf!“

„Nationen wandeln und Völker vergehen,
Das Reich nur der Ochſen wird ewig beſtehen!“

Der Boeuf-gras zuckte zweideutig die Achſel, und bat den Geiſt des vorigen Boeuf-gras, mit ihm durch die Straßen zu gehen; er willigte ein, und ſie zogen durch die Rue Pepinière nach der Chaussée d'Antin.

In der Rue de la Pipinière blickten die beiden Ochſen nach der Caserne de la garde royale; der Ex-boeuf-gras fieng an:

„Das waren mir ſelige Tage!“

und der dießjährige Ochſe ſang:

„Es kann ja nicht immer ſo bleiben.“

Auf der Chaussée d'Antin blieben die beiden Wanderer gedankenvoll ſtehen. „O,“ ſeufzte der Ex-Ochs: „Schiller hat Unrecht, wenn er ſagt: der Menſch braucht wenig, und an Leben reich iſt die Natur; Schiller hat die Chaussée

d'Antin geſehen, ſonſt würde er ſagen: der Menſch braucht viel, und das Leben der Reichen hat keine Natur!"

Einer der geiſtreichſten Schriftſteller Deutſchlands, Dr. Börne, ſagt eben ſo wahr als humoriſtiſch, „wo das Geld aufhört, fängt die Philoſophie an!" der Satz iſt auch umgekehrt wahr, „wo die Philoſophie aufhört, da fängt das Geld an. Die Chaussée d'Antin iſt derjenige Punkt in Paris, wo die Philoſophie aufhört, und das Geld anfängt. Keine Philoſophie und viel Geld, das iſt auch die juste milieu zwiſchen geiſtreich und ſtockdumm.

Wenn Athen, Sparta und Rom die Blätter der Geſchichte mit großen patriotiſchen Thaten füllten, ſo iſt es blos darum, weil ſie ihre Kaſten nicht mit Papieren füllten.

Wenn Ariſtides, Miltiades, Scipio, Horatius Cocles ꝛc. franzöſiſche oder ſpaniſche Renten oder Metalliques liegen gehabt hätten, ſie würden ſich erſt recht hübſch erkundigt haben, ob die Renten ſteigen werden, wenn man dem Vaterlande Dienſt leiſtet! Das Vaterland iſt ja auch nur ein Papier, läßt ſich etwas gewinnen, wenn das Vaterland hoch oben iſt, ſo ſpielt man den Patrioten à la hausse; geht das Vaterland herunter, ſo ſpekulirt man Patriotismus à la baisse.

Mag auch das Völkerglück fallen, wenn nur die Renten

ſteigen. Mag Frankreich verbluten, Belgien an den Freiheits-Convulſionen verenden, Polen wie ein edles Wild zu Tode gehetzt worden, Italien langſam mit glühenden Tyrannen-Zangen gekneipt werden, Spanien und Portugal unter Henkershänden ächzen, mag ganz Europa krampfhaft zuſammenzucken; mag die Freiheit den letzten Athemzug ausröcheln, wenn nur die Renten gehörig ſteigen und fallen! Die Börſe iſt das Univerſum, die Papiere die Religion, und die trois pour cent die einzige Dreieinigkeit! Es iſt auch ſehr natürlich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß die Reichen und die Banquiers eigentlich gar keine Parthei, oder eigentlich alle Partheien ergreifen. Denn ſehen Sie, wenn ſo ein reicher Mann die Hand auf ſein Gewiſſen legt, d. h. wenn er in die Geldtaſche greift, ſo zieht er eine Handvoll Geldſorten heraus: Ach:

„Er zählt die Häupter ſeiner Lieben,
Und ſieh, er hat deren mehr als ſieben.“

Lauter gekrönte Häupter liegen vor ihm! Welche liebenswürdige Gleichheit! Napoleon. Louis 16. Louis 18. Charles 10. Louis Philipp. Ludwig von Bayern. Franz u. ſ. w., lauter herrliche, ausdrucksvolle Köpfe! der Reiche liebt ſie mit gleicher Leidenſchaft, er läßt auf ein 100 Souſtück mit Charles 10, nicht einen Sou nach, gegen 100 Souſtück mit Ludwig Philipp! Er trennt ſich von einem ſilbernen Louis 18.

mit eben ſolchem Schmerz, als von einem ſilbernen Charles 10., und ein goldener Charles 10. zu 20 Franks iſt ihm gerade um 20 Cent. theuerer, als 4 Louis Philipp zu 5 Francs.

Es iſt einem Kapitaliſten und reichen Manne alles eins, ob „Domine salvum fac regem,“ oder: „Dieu protege la France,“ oder „gerecht und beharrlich“ am Rande ſteht, wenn es ſich nur am Rande verſteht, daß es gute Münze iſt. Ja ſogar die kupfernen Sou-Köpfe aus den Revolutionszeiten erfreuen ſich ihrer Zärtlichkeit in eben dem Grade, als die goldgelockten Häupter der hundert Tage!

Eine ſolche Unpartheilichkeit, eine ſolche gleiche, reine Nächſtenliebe zu allen Köpfen kann aber auch nur bei einem Reichen wohnen, bei großen Banquiers, die mit einem Handgriff alle gekrönten Häupter beim Schopf kriegen, und ſie in die Taſche ſtecken; ein armer Teufel aber muß partheiiſch ſeyn: dieſer ſteckt ſeine Hand in die tiefe, öde, lebloſe Taſche, troſtlos wie die Lüneburger Haide, und mager, wie eine Pariſer Soirée, er holt aus dieſem ſtillem Meer ein einſiedleriſches Fünffrankenſtück mit dem Bildniß Louis Philipps heraus, iſt es dann ein Wunder, daß dieſer Louis Philipp ſein Alles, ſein Einziges iſt?

Leider iſt noch kein Gold von dieſer Regierung da, denn das goldene Zeitalter ſteht noch zu erwarten!

Hier waren ſie an die **Rue Lafitte** gekommen, und der wirkliche **Boeuf-gras** ſagte zu dem Ex-Ochſen: „Siehſt Du, zu deinen Zeiten hieß die Straße noch **d'Artois**, jetzt **Lafitte**. Die **Chaussé d'Antin** wird die **Chaussée** des Miniſteriums ebnen, ein Patriot hat das Portefeuille. — Der Schatten des Ex-Ochſen lächelte und ſprach: „junger Schwärmer, du kennſt die Welt noch nicht, die Revolution hat auch ihre Flitterwochen, laß das Volk erſt mit der Revolution ein paar Monate verheirathet ſeyn, und du wirſt ſehen, was ſie gegenſeitig von einander fordern werden, und ſich gegenſeitig nicht leiſten werden; denn oft ſind gerade das die unglücklichſten Ehen, die aus Liebe geknüpft wurden. Glaube mir, mein vortrefflicher Ochs, meine Zeitgenoſſen, die Exminiſter in Ham, dieſe diplomatiſch geſchloſſene Geſellſchaft iſt in Ham beſſer daran, als die Miniſter in Paris, denn bei den jetzigen kritiſchen Zeiten kann man auf keinen Wechſel mehr ſo ſicher rechnen, als auf den Miniſterwechſel.“ — — — — — — — — — — —

Weil ich gerade von der Wiſſenſchaft ſprach, welche nicht zu wiſſen, die Frauenzimmer ein ausſchließliches Privilegium haben, nämlich von der Orthographie, kann ich mich der Bemerkung nicht enthalten, daß die Franzoſen ſelbſt in der Orthographie liberal ſind, während der Deutſche auch in der Orthographie ſervil iſt. Der Franzoſe ſchreibt ſein **roi** und ſein **empereur**, ſein Miniſter u. ſ. w. mit denſelben kleinen Anfangsbuchſtaben, wie **moi** und **vous**, die Deutſchen aber ſchrei-

ben ſelbſt ihr Kaiſerlich, Königlich, mit großen Reſpects-Anfangsbuchſtaben, himmliſch aber und göttlich, ſchreibt der Deutſche mit kleinen Buchſtaben! — Der Himmel und Gott nehmen es auch in Deutſchland bei weitem nicht ſo buchſtäblich, als ein Kaiſer oder ein König. — Doch ich komme von der Orthographie auf das andere Vieh zurück, und wir finden unſere zwei philoſophiſchen Spaziergänger an der Porte St. Martin. Eine Menſchenmenge umſchwärmte den Zug, das phantaſtiſche Reich der Masken wogte auf und nieder, und ſelbſt der bunte Tummelgott des Carnevals lieh ſeine Bizarrerien aus dem Reiche der Politik. Warum ſollte auch die Maskerade nicht die Politik vorſtellen in dem Augenblick, wo die Politik eine Maskerade vorſtellt? Ein Wagenzug mit dreifarbigen Fahnen fuhr vorüber, und die Menſchen jauchzten, jubelten und riefen vivat, da ſtieß ein Fort de la halle unſern Boeuf-gras in die Seite, und ſagte: „warum ſchreien Sie nicht: vive la liberté!?“ „o,“ erwiederte der Ochs! „ich bin ein Ochs, und die Ochſen ſchreien nie „vive la liberté!“ Sie machten ſich aus dem Gedränge ein wenig heraus, und lenkten ſich in die Gegend du Temple, eine Menge Neugieriger ſtanden um einen Hahn, der ein Menſchenantlitz hatte, es war ordentlich, als ob es die Natur ſelbſt durch dieſes Produkt anzeigen wollte, daß der coq gaulois ein rein menſchliches Anſehen bekömmt. Etwas weiter entfernt befand ſich ein Kind mit zwei Köpfen, „née à Paris.“ Der Boeuf-gras blieb ſtehen und ſagte: „es ſcheint, als wollte die Schöpfung

die Menschheit entschädigen; auf der einen Seite werden Menschen ohne Köpfe geboren, und auf der andern Seite Menschen mit zwei Köpfen.

— „Es ist ein wahres Glück," sagt der Ex-Ochs, „daß dieses Kind gestorben ist. Setzen wir den Fall, ein solcher Mann mit zwei Köpfen wäre für zwei Deputirte in die Chambre des Députés gekommen, setze den Fall, er hätte mit einem Kopfe zu der extréme gauche, um mit dem andern zu der extréme droite gehört, und hätte mit dem einen Munde für die Preßfreiheit, mit dem andern für die Censur gesprochen, in welcher Verlegenheit wären die Pariser Journale gewesen, denselben Mann zu vergöttern, und zugleich zu verfluchen!"

„Deßhalb," erwiederte der Boeuf-gras, „hätte das Kind mit zwei Köpfen schon leben bleiben können. Es kommt so selten ein Mensch von Kopf in die Deputirtenkammer, daß ein Mensch von zwei Köpfen gewiß nie hineingekommen wäre." „Ja," sagte hierauf der Ex-Ochs, „setzen wir aber den Fall, ein solcher Mann mit zwei Köpfen geräth in einen Tumult, und schreit mit dem einen Kopf: „vive la liberté;" und mit dem andern: „vive Charles dix!" in welche Verlegenheit geräth hier nicht die hochlöbliche Polizei; sie soll den unschuldigen Kopf mit dem schuldigen einsperren, oder den schuldigen mit dem unschuldigen laufen lassen?" — Unter ähn-

lichen Bemerkungen war die Cortége bis an den place de gréve gekommen. Man kann auf diesen Platz nicht kommen, ohne auszurufen: „die Weltgeschichte ist das Weltgericht! O möchten doch alle Republikaner um die Mitternachtzeit hierher wandern, und aus dem blutgetränkten Boden herauf beschwören die Schatten aller jener Schlachtopfer, die hier niedergemetzelt wurden! O, möchten doch alle die tausend und tausend Hingewürgten der Städelstätte entsteigen, die rothen Treppen des Schaffots hinansteigen, und ihnen zurufen: „Hier seht in uns den Samen, die Blüthe und die Frucht der Republik, die den Acker Gottes zu bearbeiten glaubt, und nur für den Gottes-Acker arbeitet; die Republik ist die juste milieu zwischen dem place de grève und der Guillotine!" — Die Uhr über dem hôtel de ville ist in der Nacht beleuchtet, und doch weiß man da oft nicht, was an der Zeit ist.

So viele Menschen auch hier vor dem Rathhause um ihren Kopf gekommen sind, kann man doch keck behaupten, daß im Rathhause selbst noch mehr Leute ihren Kopf verlieren. Unser Boeuf-gras, welcher seines Kopfes wegen nicht in Furcht war, zog, von der jubelnden Menge umtobt, über den Platz hin und bog um die Ecke herum, die nach der pont notre dame führt.

Solche und ähnliche Betrachtungen machte der Boeufgras, und zog sinnend an dem Strande der Seine hinab; hier

athmete er freier auf; die Carliſten benutzten hier den Faſchingsdienſtag, um die Maske fallen zu laſſen. Dieſer Ochs ſtimmte ſogleich das Lied an:

„Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille.“

Allein zum Unglück behielten heute die Ochſen nicht die Oberhand. Indeſſen hatte unſer Ochs einen entſetzlichen Durſt bekommen, er ſtieg hinab in die Seine, um zu trinken, und ſiehe da, ſie war mit Büchern bedeckt. Die erzbiſchöflichen Bücher ſchwammen auf den Wellen hinab. Der Ochs war neugierig und fromm, und wollte ein heiliges Werk retten, er zog ein Buch aus dem Waſſer, es iſt gewiß Cicero de officiis, oder Eusebius, oder Thomas d'Aquinus, er ſchlägt das Buch auf, es iſt zwar nicht der heilige Aquin, aber doch Aretin! und zwar ein Aretin mit illuminirten Kupfern. „O,“ ſagte der Ochs, „daran erkenn' ich meine Pappenheimer!“ „à ce trait je reconnais mon sang!“ bewahrte das Buch andächtig auf, und gelangte über den Quai de l'école an die église St. Germain l'Auxerois.

„Was meinſt du,“ ſagte der Boeuf-gras zu dem Schatten des Boeuf-gras vom vorigen Faſchingsdienſtag, „wollen wir nicht dein Feſt anneversaire feiern? alle deine Freunde werden kommen, mit blau angelaufenen Hörnern und ſchwarzen Aufſchlägen.“

Da erhob ſich der Ex-Ochs, und rief allen Ochſen, die ſich in der Nähe befanden, zu:

„Iſt kein Valerius unter uns?“

Aber jedes Jahrhundert bringt nur einen Valerius hervor, es war kein zweiter da, um eine enthuſiaſtiſche Bandage für den Bruch eines Eides zu fabriziren.

Der Anneverſairiſt des Ex-Ochſen gieng ſelbſt in die Brüche, und Valerius war der letzte Römer der ganzen Ochſenheit! Gegenüber der Kirche war das Denkmal für die Helden der Jünglinge, und Medor, der treue Hund.

„Iſt es nicht bitter im Leben,“ fragte unſer Boeuf-gras, daß auf der einen Seite die Treuloſigkeit zu Kreuze kriecht, und auf der andern Seite die Treue in der Welt ſo abnimmt, daß ſie ganz auf den Hund gekommen iſt!?“

Aus dem Gedränge der revolutionirenden Menge fiel unſerm Boeuf-gras beſonders ein deutſcher Schneider-Jüngling auf, der mit einem wüthenden Antlitz „vive la liberté“ ſchrie. Der Boeuf-gras fragte den Ex-Ochſen, ob er etwas von den deutſchen Unruhen wüßte, die in den franzöſiſchen Blättern mit ſolcher Uebertreibung angekündigt werden.

„O!“ sagte der Ex-Ochs: „ein deutsches Revolutionchen ist ein kleines facsimile der französischen, aber ohne Bedeutung. Die Deutschen denken nicht daran, eine Revolution zu machen, eben weil sie denken. Ihre großen Thaten beginnen damit, daß sie einigen Juden, denen sie Geld schuldig sind, die Fenster einschlagen, und enden damit, daß sie die Maitresse irgend eines Taschen-Despoten aus der Stadt jagen; wenn der Jude kein Fenster, und der Fürst keine Maitresse hat, dann ist der Deutsche zufrieden. Selbst die Polen wollten keine bärtigen Juden zu Soldaten, die wollten aber nicht deßhalb den Juden nicht, weil er einen Bart trägt, sondern sie wollten den Bart nicht, weil er einen Juden trägt. In den deutschen Duodez-Ländchen sind die Unterthanen viel beengter und gepreßter als in den Oktav- und Folio-Ländern, so wie in einem Duodez-Büchlein die Buchstaben viel enger und stärker zusammengepreßt werden müssen, als in Octav- und Folio-Büchern!

In Sondershausen z. B. will das Volk eine andere Constitution haben; sein Lebtag ist in Sondershausen keine Constitution gewachsen, und das Volk wollte es eben so wenig, als sie wollten, es sollte in Sondershausen ein Pisangbaum wachsen. Auf einmal hören die Sondershauser, daß in Frankreich jetzt stark Nachfrage nach Freiheit und Constitution ist, und die Sondershauser spielen frisch darauf los Constitutioneurs! Was wird der Prinz thun? Er wird ihnen eine Con-

ſtitution geben; die guten Sondershauſer werden Abends ſich und die Stadt illuminiren, in der Nacht werden die Rebellen eingeſperrt, und die Rädelsführer verbannt. Am andern Morgen ſteht Sondershauſen auf, und ſiehe da, das Volk hat eine Conſtitution, aber die Conſtitution hat kein Volk!

Das Volk iſt eingeſperrt und ſingt:

„Ein freies Leben führen wir!“

Die zwei Rädelsführer ſind angewieſen, bei fünf Minuten das Land zu verlaſſen, und man weiß, daß wenn Sondershauſen einen Mann verbannt, es um ſo viel Unterthanen ärmer wird, als wenn Oeſtreich eine Schlacht verliert.

Die Schneider ſpielen in den Annalen der deutſchen Revolution die größte Rolle, und der kühne Schneiderjüngling gab dem Boeuf-gras folgende Aufklärung dieſer Sache:

Wir Schneider wiſſen alles gut einzufädeln, wir Schneider wiſſen am beſten, ob unſere Sache Stich hält oder nicht. Wir Schneider wiſſen ſogleich, wenn uns der Faden zu kurz wird.

Die Schneider philoſophieren folgendermaßen:

Kleider machen Leute, wir machen die Kleider, folglich machen wir die Leute; wenn wir die Leute machen, so wollen wir sie frei machen, denn wie die Leute volle Freiheit haben, so reißt Einer dem Andern den Rock vom Leibe, und wir bekommen frische Arbeit. Wir Schneider wissen Maaß zu halten. — Wir Schneider wissen, daß man ein Land und einen Rock so zuschneiden muß, daß immer dabei ein kleines Ländchen und ein kleines Röckchen in unsere Tasche abfällt. Sehen Sie, mein lieber Ochs, die Scheere ist das Symbol eines frei gewordenen Staates; die zwei Theile der Scheere sind die Ultra's der beiden Partheien, sie fahren stets auf einander los, sie thun aber sich gegenseitig nichts, nur das Volk, welches zwischen diese beiden Theile kömmt, wird zerschnitten! Wir Schneider wissen auch, wenn man uns, wie in vielen Orten, statt einer neuen Constitution eine alte, gewendte, umgekehrte Constitution mit plattirten Knöpfen geben will!"

Der Boeuf-gras war vor dem kühnen Jünglinge auf die Knie gesunken, er zog sein Stammbuch heraus, und bat den edlen Nadelenthusiasten, sich einzuschreiben. Der Schneiderjüngling ergriff ein Blatt, zeichnete eine Werkstatt hin, in welcher die Schneiderjünglinge Deutschlands Verfassung ausbesserten, und schrieb die Zeilen aus der Glocke darunter:

„Und dieß ſey fortan ihr Beruf,
„Wozu der Meiſter ſie erſchuf!“

Darauf entfernte er ſich eilig. „Wohin?“ fragte der Boeuf-gras ſehr geſpannt. „O“, ſagte er, „ich muß eine Kiſte mit Weſten in Empfang nehmen.“ Er ſtürzte fort und der Boeuf-gras rief ihm, wie Schiller dem Columbus nach:

„Steure nur zu, muthiger Segler,
„Immer nach Weſten, es muß ſich
„Die Küſte dir zeigen!“

Unvermerkt war die Cortege bis in die Rue Richelieu gekommen und der Boeuf-gras nahte ſich dem Theater français. „Was willſt du hier“, fragte der Schatten des Ex-Ochſen, „was willſt du hier im Reich der Schatten?“

„O!“ ſagte der Boeuf-gras, „ich bin des Rennens ſatt und des bunten Gedränges, ich will heute Abend allein ſeyn, ich gehe in's Theater français!“

„Gieb acht!“ ſagte der Ex-Ochs, „du könnteſt mit Jemanden Händel bekommen, und du fändeſt da keinen einzigen Zeugen.“

„Schadet nichts!“ ſagte der Boeuf-gras, „ich will die

Künſtler ſehen, um die Zeitgenoſſen Racin's und Corneilles kennen zu lernen!"

In demſelben Augenblicke drängte ſich unſer Schneider mit einer Ladung Tuch an die Kaſſe. „Was willſt du hier?" fragte der **Boeuf-gras.** „Ich", erwiederte der Schneider, „will das Tuch in's Waſſer geben, doch fürchte ich, es könnte ſtark eingehen, deßhalb gab ich's an dieſe Kaſſe, da geht nichts ein; zugleich bring' ich einem Schauſpieler einen neuen Rock, damit man doch einmal ein neues Stück da zu ſehen bekomme."

„Wo", fragte der **Boeuf-gras**, „ſteckt denn die franzöſiſche Nationalität, wenn man das einzige Nationaltheater zu Grunde gehen läßt? die Pflanzſchule guter Geſinnungen, die Poliermühle feiner Sitten, das Treibhaus hochflammender Gedanken, die klaſſiſche Wiege der franzöſiſchen Literatur iſt verwaiſ't und verödet!"

„O!" ſagte der Nadelheld, „das ſind hier Ruinen, wir haben Boulevards-Theater!"

„Ja freilich Ruinen", verſetzte der **Boeuf-gras**, „aber die Ruinen von Memphis und Perſepolis ſind in ihren Trümmern noch größer und heiliger, als die ganze verſchnörkelte Architektur unſerer verflachten Zeit." Der Schneidergeſelle lächelte innerlich und ſprach: „Die Preßfreiheit hat auf un-

sere Bühnendichter einen kurioſen Eindruck gemacht, ſie hat den hohen ſchaffenden Genius nicht erweckt, ſie hat nicht dem gefeſſelten Genie die Schwingen gelöst zum Aufflug in den reinen Aether der Begeiſterung! ſie hat blos einem unbändigen Füllen den Zügel genommen, welches nun mit frohem Huf die Saaten des geſelligen Lebens zerſtampft! Betrachten wir einmal den franzöſiſchen Pegaſus, ſeitdem ihm durch die Freiheit das Joch von dem Nacken gelichtet wurde! Erhebt er ſeinen Flug ſo hoch, um das Leben in ſeiner Hoheit, den Ernſt der Zeit in ſeiner Würde, die Kunſt in ihren Sonnenſtrahlen, das Seyn in ſeiner großen Tiefe und allumfaſſenden Bedeutung aufzufaſſen? hat er die große Aufgabe erkannt, den Moment aufzufaſſen in ſeiner bedeutſamen Beziehung zur Menſchheit, zum Schickſal, zum Ueberirdiſchen? O nein, als Frohngaul ſchleppt er den Küchenwagen des alltäglichen, überſättigenden Treibens! er keucht an dem Karren der kleinlichen Perſönlichkeiten; die dramatiſche Muſe wühlt mit ihrem Rüſſel geheiligte Gräber auf, zerrt die Leichname geheiligter Männer, geheiligt durch ihre Größe, geheiligt durch ihr Unglück, heraus aus ihrer heiligen Ruhe, um ſie an den Pranger der klatſchenden Gallerie zu ſtellen und ſie noch einmal dramatiſch hinzurichten. Es iſt beſſer zu ſterben, wie das Theater français, zu ſterben in einem rühmlichen, zweckloſen Beſtreben, weil engherzige Inſtitutionen es engherzig aufgeben, als ſein Leben zu friſten durch tagtägliche Fußiladen, als keinen andern Lärm zu machen, als den der Flintenſchüſſe,

und keine andern Helden auf den Brettern zu ſehen, als die wir alle ſelbſt zu tauſendmalen beſſer und wahrer kannten. Als dieſe Helden, die ihr Antlitz überklebt haben mit den ausgeſchnittenen Schönheitspfläſterchen längſtvergeſſener Memoiren!"

Der Schneider guckte mitleidig die Ochſen an und entfernte ſich. Mit geſenktem Haupte war der Boeuf-gras bis an den Place Vendôme gerathen.

„Was meinſt Du," fragte der Boeuf-gras den Ex-Ochſen, „wie wär's, wenn wir auf die Vendôme-Säule den „Napoleon" vom Theâtre de l'Odeon hinaufſetzten? Da würde er doch eine gewiſſe Höhe erreichen, und zwar in dieſem Momente ließ ich ihn abbilden, wie er im Odeon in den letzten Zügen liegt, es nimmt ſich ſo hübſch ſpitalmäßig aus. Ach! die Engländer ſind nicht am ſchlimmſten mit Napoleon umgegangen, unſere Theaterdichter gehen viel entehrender mit ihm um! er ſtirbt unter Pfeifen und Bravorufen. Hudſon Lowe hatte mehr Ehrfurcht vor Napoleon als unſere Dichter!"

„Nein," ſagte der Ex-Ochs, „wollten wir einen Theater-Napoleon da hinaufſetzen, würden ſich die von den andern Theatern auch melden, aber wir wollen alle dieſe Napoleons verbrennen und die Aſche unter dieſer Säule begraben, denn die Aſche des natürlichen Napoleon bekommen wir doch nicht; man fürchtet, die Aſche erinnere an den Phönix."

Der Boeuf-gras ſchüttelte das Haupt, nahm ſeinen Weg über den Marché St. Honoré, und verlor ſich in der Gegend der Deputirten-Kammer, dorthin konnte ich ihm nicht folgen, und ich bin daher genöthigt, meinen Bericht zu ſchließen.

Kleines Reiſeperſpektiv für eine verehrte Freundin auf dem Lande.

Die Götter aller Elemente haben ihren Wunſch, meine reizende Freundin erhört, und mir das angenehmſte Reiſewetter gegeben. Als ich München verließ, war der Morgenhimmel heiter, wie Ihr blaues, freundliches Auge, wenn es eben freundlich iſt. Jetzt werden wohl einige Wölkchen dieſen Azurhimmel umfloren, weil ich troz meines Verſprechens doch ſo lange mit meinem Schreiben zögerte. Allein wir Dichter ſind nun einmal ein eigenes Völklein! Sehen Sie, meine holde Freundinn, der Winter mit allen ſeinen Qualen und Froſtbändern und Eisſchienen hatte mich ſo beengt und gedrückt und das ewige Stubenhocken und Federkauen hatte meinen Geiſt ſo verknöchert und mein Herz ſo zuſammengezogen, als ob es in einer Schüſſel Eſſig ſchwämme, und dazu kam eine körperliche Indiſpoſition, die mich zu aller Thätigkeit un-

fähig machte, und der Mai erwachte und lachte mich an, und das grüne Kabinet der Natur lud mich ein und sprach „komm! komm!" und die fröhlich dahin rollenden Ströme murmelten und schwazten: „komm! komm!" und die schlagenden Nachtigallen und die jubilirenden Lerchen sangen: „komm! komm!" und die säuselnden Blätter und die lispelnden Zweige riefen: „komm! komm!" und das Stahlbad der Lüfte, welches von den blauen Bergen in die Ebene herabrann, sagte: „komm! komm!" und mein Arzt sprach auch, nicht: „komm!" sondern „marsch hinaus, in die Luft!" und so machte ich denn die gerade Reise nach der schönen Augusta. Aber glauben Sie ja nicht wie jener Vater der Maria Galanthae, wohin sein Sohn zog, für eine galante Maria hielt, ich meinte mit dieser Augusta eine lebende Schöne, ich meine „Augusta Augsburg." Nun könnt ich Ihnen, wenn ich von meiner dichterischen Freiheit Gebrauch machen wollte, Abentheuer auf der Postkutsche erzählen, von schönen Reisegefährtinnen, von angeknüpften Bekanntschaften u. s. w., allein von einem Abentheuer war so wenig etwas zu sehen als von einer romantischen Natur. Der Weg von München nach Augsburg ist langweilig wie eine Kapuzinerpredigt, öde wie unser Theater bei klassischen Stücken und flach wie unsere Tageskritik. Unser Eilwagen hatte eben nicht viel Eile, und so kam ich gegen halb Zwei an das Ziel unserer Reise. Unter den Flügeln des „weißen Lammes," schüttelte ich den Staub von meinen Sinnen und Füßen, wusch meine Hände in Wasser nnd Unschuld und zugleich alle Schreibetinte

mit ab, welches mir lange nicht gelingen wollte, und ich war verſucht mit Lady Macbeth zu ſagen:

„All the parfums of arabia shall not sweeten this little hand!“

und ich nahm mir vor, 14 Tage keine Zeile zu ſchreiben, ſelbſt wenn alle Leſer ſich darüber freuen ſollten, und ſelbſt wenn Ihr blaues Koller-Aederchen, meine holde Freundin, auf der gewölbten Stirne noch mehr anſchwellen ſollte. O, vierzehn Tage nichts ſchreiben und kein Theater, welche Wonne! Wiſſen Sie, meine ſchöne Freundin, wie ich mir das Paradies denke? Sehr oft Spargel und ſehr ſelten Theater, ſehr viel Abonnenten und gar keine Jeſuiten, einen rechtlichen Verleger und keine Druckfehler, eine ſchöne Frau und keinen Hausfreund. Wenn Sie, meine ſchöne Freundin, Augsburg einmal auf längere Zeit beſuchen, und dieſe intereſſante Stadt näher kennen lernen wollen, ſo empfehle ich Ihnen zu dieſem Zwecke das „neueſte Taſchenbuch von Augsburg,“ herausgegeben von J. C. Wirth. Ein ſolches Buch hat der Stadt Augsburg längſt gefehlt, und es iſt ſelbſt für Nicht-Augsburger von Intereſſe. Es iſt mit Umſicht geordnet, und mit einer anſprechenden Einkleidung verbindet es einen mannigfach bedeutſamen Inhalt. Die Ausſtattung iſt ſo nett und ſo ſauber und die vielen Kupfer ſo ſorgſam und ſchön, daß der mäſſige Preis erſtaunenswerth iſt. Mit dieſem Buche in der

Hand fing ich meine Wanderung an. An meiner Seite der Blitz. So hat nämlich die ſchöne Olle. Hagn, die auch im weiſſen Lamm wohnte, den dortigen Lohn-Laquai genannt, und ich mache hier mit einem Federzuge zwei Menſchen unſterblich! Die Stadt Augsburg ſollte nach ihrer Bauart, nach ihrer Größe und nach ihrer Lage die Reſidenz Bayerns ſeyn. Die Stadt kömmt mir vor, wie die Frau Venus, ihr höchſter Reiz liegt in ihrem Anmuthsgürtel, und dieſer Gürtel iſt die breite Maximiliansſtraſſe, die wahrhaft impoſant wie ein breites Gnadenband durch die Stadt ſtattert. Aber wenn Sie durch die Straſſen zu Fuß gehen wollen, ſo hüten Sie Ihr niedliches Füßchen, meine holde Freundin, denn die Steinchen ſind lauter Epigramme klein und ſpitzig. Es ſind zwar wenig Trottoirs, da aber die, welche da ſind, leben geſellig zuſammen, ohne Unterſchied der Stände, ein hochgebornes ſchließt ſich eng an ein niedergebornes an, — ſo daß man auf jeden Fall gefaßt ſeyn muß, und es wäre ſo übel nicht, wenn ſich die Menſchen an den Trottoirs ein Beiſpiel nähmen. Es war gerade Dult als ich da war, ſie muß aber ſehr ſchlecht geweſen ſeyn, denn viele Hütten waren ſo entkräftet, daß ſie noch acht Tage nach der Dult den Platz nicht verlaſſen konnten.

Gewiß, meine holde Freundin, werden Sie auch gleich fragen „und das Theater? und das Theater?" O, meine Schöne, auch hier geht es wie überall mit dem Theater bergab. Hier aber auch Berlach-bergab!

Den großen Streit der Torys und Whigs, der Herren Huber und Weinmüller werden Sie wohl in den Times gelesen haben. Noch weiß man nicht, wer Direktor bleibt oder wird, und lebt in gespannter Erwartung, nur das haben die Augsburger vor uns Münchner voraus, wir leben nicht einmal mehr in einer Erwartung. Das Theater in Augsburg ist blos abgelegen, unseres aber ist abgestanden. Die Beleuchtung des Augsburger Theaters ist verhältnißmäßig viel besser als unseres hier, unser Theater hier scheut es, wenn man dasselbe von irgend einer Seite beleuchtet. Das im Finstern Tappen ist der Charakter unsers Theaters und das Publikum muß dieses Schicksal theilen.

Sie wissen, meine holde Freundin, wie ungerne ich vom Theater rede, Sie erlassen mir also die Pflicht, Ihnen etwas über das Augsburger Theater zu sagen, daß Hr. Urban hier mit großem Beifall spielte, wissen Sie ohnehin und das kann Sie nicht wundern. Ich will Ihnen lieber erzählen, daß Augsburg eine sehr schöne Umgebung hat, daß sich ein Kranz herrlicher Punkte um die schöne Stadt schlingt, und daß Sie nur vor das Thor hinaus zu gehen brauchen, um die angenehmste Luft, die herrlichste Umgebung und die reizendste Aussicht zu haben. Die Menge prächtiger Landhäuser und Besitzungen, welche die Einwohner vor der Stadt haben, geben diesem Theile ein belebtes, freundliches und wohlthuendes Ansehen. Ich verdanke es der ausgezeichneten Freundlichkeit ei-

nes Theils der Einwohner, durch ihre Güte sehr schnell die schönsten Partien und Punkte kennen gelernt zu haben. Die schönsten Punkte sind unstreitig: Kobell und Wellenburg, von denen man eine der schönsten Ueberblicke über die mit unzähligen Ortschaften besäete Fläche, und über die Stadt hin genießt. Sodann bieten sich Oberhausen, der Ablaß, Siebenbrunnen, Siebentisch, die Insel, der Schießgraben u. s. w. als Ausflugorte dar. Auch ein Tivoli ist hier, in welchem viel geschwiegen und viel gestrickt wird. „Lueg-Insland" ist ein wunderschöner Ort nah an der Stadt, von welchem Sie einen der reizendsten Ueberblicke über die ganze Umgegend haben. Ein besuchter Versammlungspunkt ist „der Hase" in Göggingen. Ich war noch am letzten Tage meiner Anwesenheit in Augsburg, mit einer liebenswürdigen Gesellschaft da. Es sollte im Salon getanzt werden, und in Ermanglung der Musik wurde nach dem Posthorn des Postillons getanzt. Die Noth macht erfinderisch! der Postillon war nicht etwa ein Postillon d'amour, aber dennoch tanzte man rasch darauf los; „wer gern tanzt, dem ist leicht geblasen!"

Somit, meine theure Freundin, wäre meine Ohrbeichte zu Ende. Ueber das gesellige Leben allda kann ich Ihnen wenig sagen, weil mein Aufenthalt zu kurz war. Ich fand die Menschen sehr gefällig, gebildet, angenehm, die Frauen liebenswürdig und fein gebildet, und diejenigen Personen, mit denen ich näher bekannt wurde, von einer liebenswürdigen

Gutmüthigkeit und Zuvorkommenheit. Es ſoll ſonſt zwar im geſelligen Leben eine ſchroffe Abſonderung hier ſtatt finden, dem Fremden jedoch, welcher Zutritt in bedeutende Häuſer hat, kann ſich dieſes nicht kund geben. Und damit leben Sie wohl, meine holde Freundin und ſenden Sie bald wieder einen Courier mit Blumen und — beladen an Ihren armen Muſenſohn.

Die Rose vom Grabe.

(Aus meinem Leben.)

Wer kennt das unerforschliche Geheimniß der Ahnung? Wer erspäht den geheimen Zug des menschlichen Herzens? Wer lüftet den Schleier der Sympathie? Wer erforschet das magische Gewebe der magnetischen Naturen? Wer begreift das Zauberband, welches die Körper- und die Geisterwelt verbindet? Wer sieht mit offenen Augen die Schwindelbrücke, die zwischen Zeit und Ewigkeit sich aufbaut? Wer erklärt die schauerliche Symbolik der Träume?

Die süße Angst, die bei Erzählung schauerlicher Geschichten uns ergreift, das wollüstige Grauen, welches dann Herz und Seele erfüllt, das namenlose Seelenhinhorchen nach den Erzählungen des Unbegreiflichen, alles das bürgt uns dafür, daß ein unsichtbarer Faden unser Wesen an eine geistigere Welt knüpft und bindet.

Es war im Jahre 1829, als ich auf einer Reise von München nach Berlin einen Tag in Augsburg verweilte. Es

war der Tag des Festes der Gräber. Die Herbstsonne erwärmte die zum Winterschlaf sich anschickenden Fluren, und die Natur sendete noch einen freundlichen Abschiedsblick den Spaziergängern zu. Die Menge wandelte nach dem Kirchhofe, und auch ich schloß mich dem Zuge an.

Der Kirchhof war sehr besucht. Die Gräber alle waren mit Blumen und Jasmin, mit Rosen und Cypressen frisch bepflanzt. An jedem Grabe saß oder kniete oder lehnte ein trauerndes, ein weinendes Wesen; Thränen der Erinnerung benetzten den kalten Stein, und die Thauzähre der Wehmuth fiel in den Kelch der offenen Blumen nieder. In einer sonderbar bewegten Stimmung durchwandelte ich den Kirchhof. Das Andenken an theure Todte, an ferne Lieben, an eingesargte Freuden, zogen wie Geisterruf aus Kinderjahren zu mir her. Es war mir schauerlich und doch wonnig, wohl und doch weh zu Muthe. Ich dachte: wenn du nun selbst da eingesargt würdest, da gäbe es keine freundliche Hand, die deinen Todtenhügel mit Blumen bekränzte, kein liebendes Auge schenkte dir eine wohlthuende Thräne, kein treues Herz brächte dir am Feste der Gräber einen Zweig des freundlichen Andenkens!

In solchen düstern Gedanken vertieft, gerieth ich an ein frisch aufgeworfenes Grab. Man hatte hier eben vor einer Stunde ein Mädchen von sechzehn Jahren, eine Braut, ein-

gesargt. Die Eltern und der Bräutigam standen weinend um das Grab, und die Freundinnen schmückten das junge Grab mit Rosen und Blumen und grünen Gewächsen. Voll Schwermuth neigte ich mich nieder, brach eine halbaufgeblühte Rosenknospe vom Grabe ab und zog in trüber Stimmung weiter. Als ich mich dem Ausgange des Kirchhofes näherte, fiel mir eine Tafel in die Augen, auf welcher folgende Worte standen:

„Ehret das Eigenthum der Todten; die Blumen sind „das Eigenthum der Todten!"

Diese einfachen Worte machten einen lebhaften Eindruck auf mein aufgeregtes Gemüth. Unwillkührlich fiel mein Blick auf die Rose in meiner Händ, und mit einem leisen Schauer mußte ich mir selbst den Vorwurf machen, die Zierde eines kaum geschlossenen Grabes muthwillig abgepflückt zu haben. Schon war ich im Begriff, zurückzugehen, und die Rose wieder auf das Grab niederzulegen, allein eine gewisse falsche Schaam vor mir selbst hielt mich davon zurück, ich wollte mich selbst von der Anwandlung eines schwachen Aberglaubens, wie die Vernunft alles nennt, was ihr im Reiche der Gefühle nicht klar ist, nicht besiegen lassen, und so verließ ich denn mit der Rose in der Hand den Kirchhof.

Die Sonne war schon zu Rüste gegangen, ich durchirrte noch eine Zeitlang im Dämmerlichte die schönen Anlagen,

welche die Stadt Augsburg umgürten, und kam etwas ſpät in meinen Gaſthof zum weißen Lamm zurück.

Ich ſetzte die halbgeöffnete Roſenknoſpe in ein Glas Waſſer auf meinem Leſetiſche, rückte dieſen an mein Bette, und las noch im Bette bis ungefähr gegen Mitternacht, wo ich das Licht austhat und in jenen Zuſtand des Halbwachens verſetzt wurde, in welchem die Sinne zwiſchen Schlaf und Wachen ſchwankend, wie matte Abendvögel immer mehr erdwärts fliegen und nur kaum noch im leiſen Flügelſchlag ſich regen.

Da füllte ſich mein Zimmer plötzlich mit einem ſanften Lichte, ohne daß ich ſehen konnte, woher es ausging; die Thüre meines Zimmers öffnete ſich geräuſchlos, und eine blaſſe geiſterartige Geſtalt, mit weißen Grabgewändern, die Todtenkrone auf dem Haupte, ſchwebte langſam durch ſie herein. Das bleiche, aber noch immer ſchöne und verklärte Antlitz eines lieblichen Mädchens ſah aus regungsloſen Augen ſtarr auf mein Bett und bewegte ſich mit vorgehaltener Hand zu mir heran.

„Warum haſt du die Todten beraubt?“ fragte mich die Erſcheinung mit dumpfer, klagender Stimme, und dabei ſtarrte das lichtloſe Auge unverwandt nach der Roſe im Glaſe, „warum haſt du mir die Roſe genommen, welche treue Liebe auf meine irdiſche Decke gepflanzt?“ Mir ſtockten alle Pulſe, ich

ſaß halbaufgerichtet im Bette, und konnte kaum athmen. Näher an meinen Schreibtiſch heran ſchwebte die Erſcheinung. Sie ſtreckte die Hand aus, nahm die Roſe aus dem Glaſe, hielt ſie mit der einen Hand mir hin, winkte mit der andern Hand und ſprach:

„Komm und gieb ſelbſt den Todten deinen Raub zurück. Folge mir und pflanze mir die theuere Roſe wieder auf die geheiligte Stelle!“

Dabei hielt ſie immer die Roſe mit der einen Hand hin und mit der andern winkte ſie unaufhörlich. Wie mit magiſcher Gewalt hing mein Auge an der Roſe, deren Blätter ſich aufzuthun ſchienen, um mich zu rufen. Ich erhob mich aus dem Bette, immer im ſchauerlichen Zauber von der Roſe angeweht, zog ſie mich unwiderſtehlich nach ſich fort. So zog die Geſtalt fort durch die öden, mondſcheinbeleuchteten Straßen durch das Thor hinaus, und ich zog, immer meinen Blick wunderſam an der Roſe geheftet, mit fort. Endlich nahten wir dem Kirchhofe. Die Thüre öffnete ſich geräuſchlos, wir zogen hinein. An der Thüre erhob die Erſcheinung die weiße Hand und zeigte auf die Tafel, und mit Flammenzügen las ich die Worte:

„Ehret das Eigenthum der Todten!“

Weiter über Gräber und Leichensteine zog die Gestalt, und ich immer nach, festgezaubert an der Grabesrose. Da kamen wir an das frische Grab des sechszehnjährigen Mädchens, es war aufgemacht. Die Hand der Gestalt senkte sich, und zeigten mit dem Finger nach der Stelle, wo am Rosenstocke die Knospe fehlte. „Grabräuber!“ schrie sie dumpf auf, „bringe mir die Rose meines Bräutigams nach!“ Damit reichte sie mir die Rose hin, die ich regungslos nahm, sie stieg hinab ins Grab, sah mich mit stieren Augen an, und legte sich in den Sarg. „Meine Rose!“ tönte es noch einmal, und ich fühlte mich mit der Rose hinabgezogen, ich neigte mich zu ihr nieder, und das Grab schloß sich über uns beide. Ich schauerte zusammen und erwachte, mein erster Blick fiel auf das Glas, in welchem die Rose war. Die Rose war verschwunden.

Gedanken eines Sterns am Himmel bei einem Feuerwerke auf Erden.

Raketen and Feuerräder praſſelten in die Luft, blaues, rothes und grünes Feuer flammte in leuchtenden Kugeln auf, Schwärmer platzten und ſchneiten Lichtflocken durch den Nachtſchleier herunter; Alles um mich ſchrie; „ach!“ und „o!“ und „bravo!“ tönte es ringsherum und Alles freute ſich ob dieſer Lichtmaſſen und Feuerwolken, und ich ſtand am Fenſter und ſah hinaus in die Ferne, die gränzenlos wie unſere Wünſche, und dunkel wie unſere Zukunft vor mir lag, und nach jedem aufgeflammten Lichtmomente und nach jedem „ach!“ trat eine deſto dichtere Finſterniß ein, ſo wie nach einer erloſchenen Hoffnung die Troſtloſigkeit ſich feſter und fühlbarer um uns herlegt, und ich ſah hinauf zum Himmel, der wie eine Veilchenglocke über mich geſtürzt war, und am fernen Horizonte ſtand der Abendſtern mit ſeinem freundlichen Schim-

mer und ſchien der hinabgeſunkenen Sonne ſehnſüchtig nachzuſehen, wie ein kleines Kinderköpfchen der forteilenden Mutter, und noch im Forteilen warf er den milden, weißen, weichen Lichtblick zurück auf den verdunkelten Nachtigallen-Bauer der Erde, der zu ſeinen Füßen tief unten lag, wie eine ſchlafende Frau, die mit der Schlummerdecke neben ſich, alle ihre ſchlummernden Kinder bedeckt hat, und auch mir leuchtete er in das wehmüthige Antlitz, und ſchien mich anzulächeln und zu fragen: „Nun, und du, kleines Kind, ſchläfſt du noch nicht? biſt du noch nicht eingelullt mit den tauſend und tauſend Schlafliedlein des Lebens, um am andern Morgen wieder zu neuen Klaggeſängen und Trauerliedern zu erwachen?“ — „Nein,“ erwiederte ich, „mein wehmüthig freundlicher Abendſtern, denn es iſt hier ein Feuerwerk, und die Menſchen ergötzen ſich an dieſem Lichtmeere, an dieſen Feuerwelten und an dieſen Gluthflammen.“

Da ſah der Abendſtern nieder zur Erde, und ſuchte, und ſuchte lange, und ſuchte ängſtlich, endlich fand er im Graſe etwas, das ihm dünkte, als ob es Licht ſeyn könnte, und er ſagte: „Wie? ſeh' ich dort nicht im Graſe einige Johanniswürmchen glimmen? Dort laufen unanſehnliche Lichtpünktchen wie die Lichtfäden im ausgebrannten Zunder untereinander, und eine Menge Kinder ſtehen herum und gaffen und freuen ſich, was iſt das? — „Das,“ erwiederte ich, „das nennt man hier auf der Erde ein Feuerwerk.“ — „Ein Feuerwerk?“

lächelte der Abendstern und blickte um sich her; „dahier schwimmen Millionen und abermal Millionen Sonnen in dem ewigblauen nie versiegenden, griechischen Aetherfeuer, und Myriaden Lichtwelten schimmerten wie Myriaden goldene Nägel am blauen Baldachine, und keines dieser unendlichen, ewigen Feuerwerke erlosch, und keine dieser Feuerkugeln brannte aus, und keine dieser Sternenraketen ließ eine Rußdüte auf seiner Bahn, und alle diese Gluthen dauern ewig, und diese Sternen-Pyrotechnik steht seit urewigen Zeiten, und der unsichtbare Feuerwerkmeister hoch über der den blauen Soffiten erhält kein „bravo!" von euch, und kein „ach!" entfährt eurem Munde, und diese unendliche Feuer- und Lichtwerkfronte baut sich alle Abend auf vor euch, und steigt mit flammenden Inschriften in die unermessene Höh, und ihr klatscht diesem Schauspiele nicht ein einziges Mal ein „fuora!" oder „da capo!" zu!" so sprach der Abendstern und verbarg sich wehmüthig hinter dem Rande des fernen Horizonts, wo er das nachschleppende Purpurkleid der hinuntergesunkenen Sonne erfaßte und mit ihr verschwand.

Ich aber stand da allein, das Feuerwerk war ab- und ausgebrannt, und eine namenlose Wehmuth leuchtete in meinem Herzen wie die ewige Lampe in einem Todtenhause, und ich wickelte mich in die Finsterniß ein, wie ein weinendes Kind in die Schürze seiner Wärterin, und alle ausgebrannten und ausgeflammten Feuerwerke meines Lebens lagen um

mich: die Jugend mit ihrem goldenen Scheine, die Freundschaft mit ihrem blauen, kraftvollen Lichte, die Hoffnung mit ihren grünen Frühlingslichtern und die Liebe mit ihrer Rosaflamme, mit ihrer hochaufleuchtenden Gluth, mit ihrem großen Sonnenwendefeuer, und mit ihrer heiligen Lohe; Alles, Alles, Alles war ausgebrannt, und nur das nackte Gerüste stand kahl da, an welchem die Täuschung dieses Feuerwerk anzündete. Ich warf mich nieder in das Gras und kühlte im Thaue die thränenheiße Wange.

Die Erde.

Es war eine Zeit, da liebte ich ſie und ſie liebte mich wieder, und ich war ein Gott, ein Kind! Ich lag wie ein Kind an dem vollen Buſen des Lebens, und das Leben ſah mich an mit ſeinem Frühlingsblick, und ich umſchlang mit beiden Händen den ſchönen üppigen Hals des Lebens, und es lächelte mich muttermilde an und tränkte mich aus der Bruſtquelle ſeiner friſchen Säfte, und da floſſen mir alle Glieder voll Luſt und Kraft! Das Daſeyn blühte mir entgegen, wie der erſte Kuß auf der Lippe der Geliebten; wo ich hinſah, ſprang ein Frühling empor, jede Blume war mir ein Menſch, der mich anlachte, und jeder Menſch eine Blume die mir zunickte; in jedem Auge ſah ich meinen und den unendlichen Himmel, und in jedem Laute bebte mir das Geſtändniß meiner, ihrer und aller Menſchen Liebe ſelig zu, und ich fühlte mich ſo gut, ſo fromm, und ſo nahe Gott! Ach, iſt denn die wahre Liebe etwas anders als die Sichtbarwerdung Gottes in der Geſtalt der Geliebten? Iſt ſie etwas anders als eine

Wandlung des Himmliſchen in irdiſche Form? Iſt ſie etwas anders, als eine fromme Anbetung des Unſichtbaren vor dem Gnadenbilde ſeines Herzens?

Ich habe geliebt! ich habe dieſe Liebe gepflegt und großgezogen, ich habe ſie großgezogen wie eine Mutter ihr einziges Kind, mit Lachen und Weinen, bald bei ſchlafloſen Nächten und rothgewachten Augen, bald mit Singen und Trillern; ich habe dieſe Liebe auf meinen Armen getragen, an's Herz ſie gedrückt, ihr die Augen ſehnſüchtig geküßt, ich habe ſie genährt mit meinem Herzblute, und ſie gebadet im warmen Odem meiner Zärtlichkeit; ich habe ſie lallen gelehrt durch das Zuflüſtern des Koſens, und habe ſie gehen gelehrt an dem Gängelbande der Zuverſicht; ſie wuchs empor dieſe Liebe, und ſie wurde mein Alles!! — Da, als ſie groß war und mein Alles, da faßte ich ſie ſo recht in Arm und wollte meinen Blick tauchen in ihren Seelenquell, und mein Leben trinken aus ihrem Blick, und mein Daſeyn erkräftigen an ihrem Antlitz, und mein Ohr lauſchend legen an das Pulſiren ihres Herzens, da, — da, — da war ſie erſtarrt, kalt, leblos. Sie liebte mich nicht mehr. — Ich betrachtete die ſchöne Leiche der Liebe lang, lang, lang und ſchmerzlich, ich küßte die todte Lippe und ſenkte dieſe todte Liebe ein in den Sarg meines Herzens, und der Sargdeckel ſchlug zu und um den Sarg herum in mir iſt nun ein Haus der Trauer; des Lebens gold'ne Lichter ſind niedergebrannt in meinem Innern; herausgewun-

den ſind die Blumen aus meinem Leben; mein Daſeyn hat ſeine bunten Klänge ausgetönt; Sterne ziehen auf und nieder, und Frühlinge tanzen ihren Blüthenreigen um mich herum wie um ein verwittertes Grab. So wandle ich ſtill herum und trage den Sarg meiner Liebe und in ihm meine todte Liebe mit; und nur zuweilen in ſtiller Nacht mache ich mit ſchauerlicher Wolluſt den Sarg auf, und ſchaue mir die Leiche an, und nehme ſie heraus und küſſe ſie und ſchmücke ſie mit neuen Blumen, und lege ſie wieder ſtill hin und ſenke ſie wieder hinein in das finſtere Herz! Ach! ſie iſt aber nicht todt, ich hielt ſie lange dafür, aber ſie iſt es nicht! — Ich gieng hinab Abends in die Straſſe, und an der Theatinerkirche trat mir plötzlich die Huldgeſtalt meiner Geliebten entgegen, und ich bebte zuſammen im ſüßen Schreck, und ein gold'ner Tag überflog mein ganzes Weſen, und ich hieng an ihrem Anblick wie der Sterbende an dem Ton der letzten, kirchlichen Tröſtung. Da erwachte die Liebe in meinem Herzen, denn, ach, ſie war nur ſcheintodt; ſie erwachte und pochte in meinem Herzen an die Seitenwände und krazte an dem Sargdeckel, daß alles Blut aus den Herzadern ſchwoll und quoll, und das Herz gieng mir auf und die Liebe hob ſich neu belebt empor und ſtieg aus, und hieng ſich mit lebensgieriger Lippe an den Anblick der reizenden Geſtalt. Sie aber, die Heißgeliebte, war hinabgegangen und nur noch aus der Ferne ſah ich ſie, und die Dunkelheit legte ſich wie ein naſſes Gewand um den zarten Bau der Glieder bis ſie mir ganz unſichtbar wurde.

Ich aber ſtürzte aus der Straße hinaus, mir waren die Menſchenhäuſer und Häuſermenſchen zur Laſt, ich wollte allein ſeyn. Aber es ſchien, als ob die Straße ſich verlängerte, und mir zu beiden Seiten immer mit fortſchritte; je größere Schritte ich machte, deſto mehr ſchienen die zwei Häuſerreihen wie die Fühlhörner einer Schnecke ſich vorzuſchieben, und hohnlachend mir zur Seite mitzugehen.

Als ich hinaus kam, war das letzte Abendroth heruntergetropft, und rann durch die ſich ſchüttelnden Blätter hernieder. Ein weiſſer Nebel wälzte ſich von den Bergen hernieder, und rollte ſich über die Ebene hin, als wollte er ſie einhüllen in eine Baumwollendecke vor dem kalten Odem der Nacht. In mir aber war es ſtürmiſch, und ich hätte mit jedem Schritte die Erde unter mir wegſtoſſen mögen, und ein namenloſer Schmerz gieng wie ein Erdbeben durch mein Weſen, und ein kaltes Weh überſchauerte mein Herz wie der Herbſtwind einen Grabhügel, und ein langer rieſiger Jammer ergriff mich, und trug mich klagend duldend in die Höhe, und ich wickelte naſſes Gewölk um meine trocken glühende Stirne, ohne ſie zu kühlen, und ich ſchwamm in einem Meere von Licht, ohne daß mein Herz hell wurde. Da warf ich einen Blick hinunter in die Tiefe, in welcher die Erde, wie ein vom Himmel gefallener Stern, lag. Um die Erde herum aber loderte und ſpielte ein farbenloſes Feuer, und alle Winde fachten das Feuer an, und die Erde, die im Feuer ſich dre-

hete, begann nach und nach zu erglühen, und immer tiefer drang die Lohe ein, und immer glühender wurde der Erdkern, bis er endlich gluthroth und durchsichtig entbrannt war, wie eine Lichtkugel, und die Locken der Wälder waren niedergebrannt, und die Berge schmolzen hernieder in das Endlose, und nur die runde Erdnuß war durchglüht und schimmerte wie eine Feuerglaskugel zu mir empor. Ich aber konnte durch die ganze Erdkugel durchsehen, und ich sah, wie in ihren erglühten Adern das Blut der Erze hinrollte, und ich sah das Geäder der Quellen und Flüsse entblößt vor mir liegen; ich sah, wie die Pflanzen ihr Gift und ihre Arznei kochten, und ich sah, wie die Vulkane ihr Feuer anfachten, und unterirdisch unterhielten; ich sah den Schwefel prasseln, und das Gold heimlich sich läutern. Aber immer glühender und immer röther wurde die Erdkugel, und erschien immer verglaseter. Da sah ich die Erde durch und durch, und alle Todten lagen offen und sichtbar und leuchtend da, und die ganze Erde war nichts als eine Schichtenlage von Todten, und sie lagen alle da, und ich konnte sie alle sehen, und alle Gerippe waren transparent, und aus jeder Augenhöhle schlug ein Flämmchen empor. Und ich sah die tausend und tausend Lebendigbegrabenen, die auf dem Antlitz lagen; und ich sah Myriaden Kinder, die ihr Leben noch zu fordern haben von dem ewigen Vater; und ich sah die Millionen Selbstmörder, die noch krampfhaft die Hand aufs Herz gelegt; und ich sah die tausend und tausend unschuldig Hingerichteten, denen noch

der Schmerz der Unſchuld um die Lippen zuckte, und ich ſah die unzähligen Opfer, die im Kerker verſchmachteten, und die noch an den erglühten Ketten lagen mit den todtgeweinten leeren Augenhöhlen! das Meer aber ſchien tiefroth, als wäre es nichts als dunkles Thränenblut, zuſammengeweint von allen den unglücklichen und jammervollen Menſchen, die je gelebt! In dieſem kochenden Purpurmeere ſchwamm ein dunkel erglühtes Felsſtück, und es war anzuſehen wie ein flammender Rubin, und die Blutwellen beſpülten das Felsſtück, und es wurde immer glühender und durchſichtiger; mein Blick durchdrang ſein Eingeweide, und in ſeinem innerſten Bruſtkern lag ein kleiner, gedrungener Mann, hellſtrahlend, mit ernſter Miene, und die Hand lag auf dem Herzen, in dem das edle Blut geronnen war, und die Wimper war herabgezogen wie zum Kommando einer Schlacht, und um den Mund ſpielte ein bitteres Lächeln, wie die Erhabenheit einer großen Reſignation. Und neben ihm lag ein kleiner Degen und ein dreieckiges Hütlein.

Das Fest der Gräber zu München am Allerheiligentage.

Es kann kein schöneres, kein wehmüthigeres und kein heiligeres Fest geben, als wenn der Mensch hinausgeht, um die Gräber seiner Theuern zu besuchen, ihren Leichenhügel zu schmücken, ihren Denkstein zu bekränzen und ihrem Andenken eine stille Thräne, einen geweihten Augenblick der Erinnerung zu schenken. Es ist zugleich ein Fest der Auferstehung, denn aus jedem Grabe steigt das Andenken an ein geliebtes Wesen heraus und füllt die Brust mit süßem Weh, das Auge mit köstlichen Thränen, und wickelt sich um unser Wesen mit einer namenlos wehmüthigen Empfindung, und erweckt in unserm Herzen die stille Sehnsucht nach Ruhe, nach dem ewigen Frieden, das Heimweh nach einer höhern, reinern, bessern, seligern Heimath! Wenn wir in inniger Rührung knien am Grabe einer zärtlichen Mutter, mit welcher wir das Kleinod der höchsten Erdenliebe eingesargt haben; wenn wir die Urne eines milden Vaters in schweigendem Weh umfassen; wenn

wir den kalten Stein mit Thränen benetzen, der uns liebende Geſchwiſter bedeckt; wenn wir den Hügel umklammern, der wonnige Kinder bedeckt, heimgegangen in den erſten Stunden des Frühroths; wenn wir das Grab mit heiſſen Thränen waſchen, welches die theuere Hälfte unſeres Lebens umſchließt, uns entrückt auf der Hälfte des Pfades; wenn wir aufgelöſ't in unendlichem Weh, die handvoll Erde mit glühenden Lippen berühren, die zwei Augen umhüllen, welche unſere Sterne im Leben, unſer Himmel im Daſeyn waren; dann, o dann, in ſolchen Augenblicken dünkt uns doch der herbſte Schmerz nichts als ein Nachgeſchmack der Vergangenheit, und eine innere Tröſtung bringt als Vorgeſchmack einer ewig heitern Zukunft in unſer Weſen; alles Weh geht abendmatt in den Thränenwogen unter, und ſteigt an derſelben Stelle, wie die Sommerſonne im nördlichen Meere, in des Hoffnungsroths jüngſter Klarheit als ein neuer, lichtvoller Seelentag empor. In dem Momente, wo unſere Seele, aus der Nebelnachtſeite des Lebens, durch das ſchwarzgefärbte Glas des Todes, zur Sonne des ewigen Lebens aufblickt, ſind alle Gräber nichts als der lichtloſe Fußtritt dort wandelnder Freunde, nichts als die kurze Nachleſe eines irdiſchen Weh's, nichts als eine Liebesleiter, die uns im Fortgefühl des höchſten Liebens, an die Unendlichkeit, an die Ewigkeit knüpft!

Nur wenige Gottesacker in Europa können ſich an erhabener Schönheit mit dem Münchner meſſen, und es iſt ein

großer und erhebender Anblick, zugleich oft auch ein scharf kontrastirender, den bunten Markt des Lebens in den Garten der stillen Colonie sich bewegen zu sehen! Alle Gräber sind mit Blumen geschmückt, mit Lampen erhellt, und mit Kränzen umgeben. Einfache Grabmäler großer Männer stehen prunklos neben üppiggeschmückte und herausgeputzte Mausoleen reicher Banquiere, die ihren nichtigen Geldprunk noch in das Reich der Todten übertragen. Aber unter allen Monumenten der Zeit, unter allen Denkmälern, sowohl unter denen, welche menschliche Eitelkeit, als unter denen, die menschliche Verehrung und Dankbarkeit unsterblicher Tugenden und Verdiensten errichtete, ehrt keines den Errichter in einem solchen Grade als der Grabstein, welcher sich im hiesigen Kirchhofe auf dem Grabe zweier Brasilianer befindet, Bruder und Schwester, die hier ihren Tod fanden. Nach den Namen befinden sich die einfachen Worte:

„Der Heimath entrückt, fanden sie Sorgfalt und Liebe „im fernen Welttheile, doch unerbittlich des Nor„dens rauher Winter.“ „Errichtet von Caroline, Kö„nigin von Bayern.“

Gesegnet sey die fromme Königin, deren gemüthreicher Sinn die Menschlichkeit in ihren zartesten Rechten erfaßt, und ihnen, poetisch-religiös, auf so edle Weise huldigt. Einst, wenn die gnädige Hand des Allerbarmers einsammeln wird

die Asche aller seiner Kinder aus der Grabesbüchse dieser Erde, wird der einsammelnde Engel an dieser Stelle stehen bleiben, und mit einem himmlischen Lächeln den Namen der erhabenen Errichterin dieses Steines lesen!

Ich legte in stiller Rührung ein paar Blumen auf das Grab dieser fremden Wilden. Ach, wie viel tausend Herzen sind schon stille gestanden in heimathloser Ferne, deren Pulsschlag kein lebendes Ohr belauscht? wie viel tausend Augen haben sich geschlossen, die noch im letzten Brechen vergebens den Blick der Liebe, den Trost des Mitleids, den Zuspruch der Freundschaft suchten? wie viel Hände haben sich zum Letztenmale gefaltet, die nicht Mutterliebe gepflegt, nicht Vaterliebe gedrückt, nicht Verwandten- und und Freundestreue in die ihrigen genommen haben? wie viel tausend Gräber zählt die Welt, die kein Andenken aufbewahrt, kein todter Buchstabe bezeichnet, keine Erinnerung weiht, die heute von keinem Gedächtniß besucht, von keiner Blume geschmückt, von keinem Gebete geheiliget werden? Aber auch an diesen Gräbern weht der Athem der allwaltenden Liebe vorüber, und dem ewigen Aufseher des großen Erdengrabes ist kein Grab unbekannt, und er hat sie alle eingezeichnet in seinem Buche der Liebe, und er sendet heute auch unsichtbare Engel und tröstende Geisterstimmen an die Gräber der tausend und tausend in der Fremde Gestorbenen, und sie wehen ihnen zu die Grüsse der fernen Getreuen, und sie träufeln in Tautropfen auf ihre ein-

samen Gräber die bittern Thränen der von ihnen getrennten Lieben, und sie zünden ihnen an das Seelenlicht der ewigen Hoffnung, daß sie alle einst eingesammelt werden in den Schoos der Ihrigen und in den Schoos der unerschöpflichen Gnade, Amen!

Humoriſtiſches Reiſeperſpektiv.

(In Briefen an Sie.)

Erſter Brief.

„Il mare, la terre, le sphere
Parlan del tuo potere!“

Bad Kiſſingen.

Daß im reizenden Ton heiterer, einfacher und ermunternder Reiſepoſttöne ein lebendiges, inniges Entzücken brauſend ertönt, iſt offenbar häufig anerkannt, noch nie aber glänzender, erſchöpfender, lebendiger, treuer, einfacher, natürlicher dargeſtellt, in Einkleidung ſo einfach zauberiſch, ein intereſſantes Lebensgemälde erſchienen, nie, als natürlich graziös es bei einem Thümmel einfach trefflich erſchien. Ihm offenbart hohe allesumfaſſende Natur namenloſe Anmuth; große Empfindungen, draſtiſche Erfindung neben komiſchen Einfällen machen es immer neu!

Es iſt daher ſehr ſchwer, meine Liebenswürdige, noch immer Reiſeſkizzen und Reiſenotizen zu ſchreiben. Die Reiſeabentheuer ſind auch ſo ſpärlich, daß ich unſere Luſtſpieldichter gar nicht begreifen kann, wie ſie ihre ſchönſten Intriguen in Gaſthöfen auf Poſtkutſchen anſpinnen und ausſpinnen laſſen! Weiß der liebe Himmel, ich habe mein Lebtag die Welt genug in Eilwägen und auf Zauderer-Hauderer und auf Extrapoſt und zu Fuß durchgemacht, ich habe in großen Gaſthäuſern und auf Alpenhütten und in Dorfſchenken übernachtet, aber nie, auch nicht ein allereinzigſtes Mal ſtieß mir auch nur das geringſte Abenteuer auf. Keine Geliebte kam plötzlich herein, kein Stubenmädchen hielt mich für einen andern, kein verkleideter Liebhaber hielt mich für einen Nebenbuhler, kein gebrochenes Rad warf eine Dame in meine Arme, kein amerikaniſcher Onkel überraſchte mich, keine unglücklich liebende Wirthstochter warf ſich in meinen Schutz, auch nicht einmal eine armſelige Feuersbrunſt führte mir eine halb enthüllte Grazie entgegen, kurz es begegnete mir auch nicht ein einziges Abenteuerchen, wofür ein Buchhändler auch nur zwei Groſchen gegeben hätte, wenn ich es hätte drucken laſſen wollen! und ich bin doch, beim Zeus! ein Kerl, der ſeinen Siegwart geleſen hat, der mit Lafontaine's Helden auf der Poſt gefahren iſt, und mit Clauren's Helden Auſtern gegeſſen hat, daß einem das Waſſer in den Mund lief! Es iſt zu arg! Dieſesmal aber, meine Reizende, ſchwör' ich bei der Philoſo-

phie des Dey's von Algier, welcher jetzt in Livorno Schiller's Reſignation ins Afrikaniſche überſetzt:

„Des Lebens Dey blüht einmal und nicht wieder!“

Dieſesmal, meine Angebetete, kehre ich nicht zurück, ohne daß ich irgend ein Abenteuer beſtand. Ich habe im Voraus vier und zwanzig Gedichte an alle mögliche Reiſeſchönheiten mitgenommen, und am gehörigen Ort applizirt, müſſen ſie Wirkung machen, oder ich will all mein Lebtag in Karlshuld die Natur bewundern! Strafe haben Sie ohnehin verdient, meine Theure, dafür, daß Sie meinten, wir glaubten, die Damen könnten einem Gedichte von uns nicht widerſtehen, und zur Strafe werde ich Ihnen meine Abenteuer ganz wahr mittheilen. Noch weiß ich aber nicht, von welcher Art es ſeyn wird, denn aufrichtig geſprochen, ſchreibe ich den Anfang meines Reiſeberichts noch in München, in meinem Moritz-Ruh. Aber da ich meinen Poſtſchein bis Nürnberg ſchon in der Taſche habe, für welchen ich dreizehn Gulden bezahlte, ſo wußte ich nicht, warum ich nicht für dreizehn Gulden Abenteuer auch antizipiren ſollte? Zum Ueberfluß weiß ich noch, daß morgen noch ein Mädchen aus Reichenhall mitfährt, was bedarf es mehr um ein Abenteuer fertig zu ſchmieden? Ein Mädchen, ein Poſtwagen, ein Dichter, und ein Weinreiſender findet ſich ganz gewiß noch dazu, das ſind alle vier Elemente des Abenteuers beiſammen. Das Mädchen macht die Luft, der Wagen

die Erde, der Dichter das Feuer und der Weinreiſende das Waſſer! alſo friſch angefangen: „Erlauben Sie!“ ſagte ein Stimmchen ſo zart, wie das Sotte voce einer Fodor, und dieſem Stimmchen folgte ein Figurchen in dem Wagen, und ein Füßchen ſchob ſich zwiſchen uns durch, ein Füßchen, ha! ein Füßchen, welches man geſehen haben muß, um es ewig wieder zu ſehen. Das Mädchen ſetzte ſich in den Fond-Winkel, mir gerade gegenüber; und unter dem Hut blitzten ein paar Augen hervor, die auch einen Menſchen, der nie dichtete wenigſtens zu einem Madrigal entzückt hätten, geſchweige denn nun gar mich, mich privilegirten Galanterie- und Liebes-Bazar-Verfertiger! ich ſchlug züchtiglich die Augen nieder, wie es dem Sohne der keuſchen Muſen geziemt, und ſann eben darüber nach, ob ich das Geſpräch mit einem: „Aber dieſe Hitze!“ oder mit einem: „Sie ſitzen doch bequem?“ eröffnen ſollte. Denn die möglichen Folgen dieſer zwei Fragen ſind ſehr verſchieden. Das: „aber dieſe Hitze!“ iſt ein Luftwurf, ſie konnte oder konnte auch nichts darauf erwiedern, es wäre aber von meiner Seite auch nicht verfänglich geweſen; das: „Sie ſitzen doch bequem?“ aber, mußte eine Definitiv-Antwort nach ſich ziehen. Sie mußte doch wenigſtens erwiedern: „o ja!“ o ja aber ſind drei Selbſtlauter, die von großer Conſequenz ſeyn können und oft eine endloſe Kette von Mitlautern nach ſich ziehen. Wer weiß, wie lange ich noch darüber nachgedacht hätte, wenn unſer Weinreiſende nicht dem Dinge ein Ende gemacht hätte, indem er unternehmend und

anmuthig zugleich, wie alle Weinreiſende überhaupt, gleich nach der Hand des Mädchens, wie nach einem Pfropfenzieher geangelt hätte und mit weicher Stimme, wie Laubenheimer, ausgerufen hätte: Auf der Reiſe iſt es immer gut, wenn man einen Engel mit hat!“

So meine Theure, könnte ich meinen Roman fortſpinnen, aber nein, ich will aufrichtig ſeyn. So war es nicht. Sehen Sie, ich ließ mich bis nach Nürnberg einſchreiben, aber ſchon in Ingolſtadt änderte ich meinen Entſchluß und ließ mich nach Würzburg einſchreiben. In Gunzenhauſen erfuhr ich, daß mein verehrter Freund, der Graf von D. auf ſeinem Gute Altmühl iſt, und ich verließ die große Straße, um dieſen langentbehrten wieder zu ſehen. Die Penaten dieſer freundlichen und äuſſerſt geſchmackvollen Beſitzung nahmen mich gaſtlich auf; die reizende Umgegend iſt entzückend, das Schloß bietet die mannigfachſte lieblichſte Ausſicht dar, und nie iſt ein „**Beatus ille**“ paſſender angebracht worden, als an der Decke des äuſſerſt eleganten Salons in dieſem Schloſſe. Wir ließen die Heerſchau verfloſſener Stunden aus dem Gedächtniß herausſteigen, und da jede Erinnerung mich wieder zu Ihnen führt, ſo ſchreibe ich Ihnen von hier aus dieſe Zeilen. Die Ueberſchrift: „Bad Kiſſingen“ iſt alſo bloß ideale Idee; da ich mich ganz meiner Phantaſie überlaſſe, ſo weiß ich nicht, woher meine nächſten Zeilen an Sie datirt ſeyn werden.

Bis dahin möge jeder Lufthauch Ihnen zuwehen, mit welcher Sehnsucht ich zurückdenke an die Stadt, die Sie, meine Holde umschließt! Mein Entschluß ist nun entschieden, ich nahm nämlich in Gunzenhausen geschwind Extrapost, langte in einem „Trara!" in obwaltender Hitze am Nachmittage in Anspach an. Die Einsamkeit ist namentlich bei irretablen Liedersöhnen die beliebteste, erwünschteste Gefährtin, liefert eifrig im Tagwachen entzückende Träume, malt im Clairobskur hin im Moment magisch erfundene Reize. Gewisse Empfindungen, die ein nachträgliches Koloriren erheischen, malt Einsamkeit immer neu. Haß oder Liebe dichten einsam süßer, elegischer, entwickeln lautere Empfindungen. Das unruhige Herz empfindet regsamern Zauber, mischt Einsamkeit ihm nur eine süße Hoffnung, ein reizendes Zwischenspiel entfernter Nebelgestalten. —

So überließ ich mich denn auch den Gauckelbildern der Phantasie, welche mir Ihr Bild, meine Theuere, vorführten und nur der Postillon, der entweder keine Theuere oder keine Phantasie hatte, unterbrach mich zuweilen mit einer Bemerkung über Pferde-, Wagen-, Weg- und Fütterungsangelegenheiten. Ich muß gestehen, daß man in Bayern auf die höflichsten Postbeamten stößt und überall sogar mit den Beichaisen zufrieden seyn kann. Ich hatte blos das Unglück, von Anspach bis Würzburg ein lahmes Pferd zu bekommen, welches ich für eine ungeheuere Ironie auf meinen Pegasus

hielt. Die Sonne war eben daran, hinter die westlichen Bergspitzen zu sinken, und warf nur eben noch den letzten kokettirenden Lichtblick über die herrliche Gegend, als ich von Bergel wegfuhr; ich war in einer solchen Stimmung, in der man gerade aufgelegt ist, die ganze Menschheit zu umarmen, das werden Sie mir, meine Holde, wenigstens zur Hälfte glauben.

Ich hatte eben Jean Pauls „Kunst stets heiter zu seyn" aus der Hand gelegt, und dachte über die Worte nach:

„Mensch, schaue, aber fühle nicht bloß!"

„Ja, schauen!" rief ich aus, ich schaute das heitere Blau des Himmels an, als wäre es Ihre Augen, ich schaute die zarte Abendröthe, die von den Bergen herabzitterte, an, als wäre es Ihre Rosenwange, kurz, ich war ganz im Schauen vergessen, als eine Stimme mir guten Abend wünschte. Es war ein allerliebstes, niedliches Mädchen, welches zu Fuße nach Uffenheim wanderte, und der Postillon fragte: „Erlauben Euer Gnaden, daß ich sie mitnehme?" Nun wissen Alle, die mich kennen, daß ich glaube, ein ausschließendes Recht zu haben, die Leute mitzunehmen. Mehr aber noch, als die Worte des Postillons, baten die zwei schwarzen Augen der Fußgängerin. Nun sagte zwar Jean Paul: „Mensch, schaue, und fühle nicht bloß!" Ich war aber dennoch so frei zu fühlen, das heißt zu fühlen, daß der Spruch: „es ist nicht gut, daß

der Menſch allein ſeye," wahr iſt. Der Poſtillon machte Anſtalt, ſie neben ſich ſitzen zu laſſen; und allerdings war der Poſtillon auch ein Menſch, der allein war, und der Spruch kann eben ſo gut heiſſen: „Es iſt nicht gut, daß der Doktor allein ſeye!" als auch: „es iſt nicht gut, daß der Poſtillion allein ſeye!" Ich hatte alſo kein Recht, den Poſtillion um ſeine Geſellſchaft zu bringen. Allein da die Gottesgelehrten ſchon hinlänglich bewieſen haben, daß man aus der Bibel alles herauskommentiren kann, was einem eben recht iſt, ſo folgerte ich auch Folgendes. Es heißt nämlich im Urtexte noch ferner:

„Ich will ihm eine Gehülfin machen, die gegen ihn ſey."

Nun läßt ſich doch nicht annehmen, daß ſchon die erſte Gehülfin gegen den Mann war, ſondern es iſt damit gemeint, die ihm gegenüber, oder vis-à-vis ſey. Es war alſo aus der Bibel erwieſen, daß ich das Mädchen mir gegenüber ſitzen laſſen mußte. Ich nahm alſo meinen Reiſeſack, der auf dem Rückſitze lag, legte ihn neben mich hinauf, und ſagte zu dem noch immer unentſchloſſenen Mädchen: „O Sie können ſich da hereinſetzen."

Bald ſaß auch die neue Bekanntſchaft mir gegenüber, der Poſtillion ſchien zwar etwas unzufrieden und wir rollten weiter in den Abend hinein. Ein Feld, auf dem eben Korn

geſchnitten wurde, bot mir ein Feld dar, um mein Geſpräch's Korn auszuſtreuen, und mein Korn brachte zehnfache Saat hervor; ich wußte bald, daß ſie eine Profeſſioniſtentochter aus Uffenheim iſt, die ſich in Bergel verſpätete, und die in Anſpach einen Bräutigam hat. Das Mädchen und der Abend waren hübſch und milde, fromme und milde Gedanken ſtiegen in mir auf, ich dachte nämlich: „Saphir, du mußt die Menſchen doch nicht immer gegen Dich haben, Du mußt trachten, ſie auf Deine Seite zu bekommen!" Es handelte ſich nun darum, wie ich meinen Reiſeſack von meiner Seite fort und das vis-à-vis an meine Seite her bringe, ohne den Reiſeſack und meine Würde zu verletzen. Allein ein Genie hilft ſich! Ich hatte nämlich ein ſehr ſchönes Thal im Rücken, und indem ich mich umſah, bemerkte ich ihr, daß ſie die ſchönere Ausſicht habe, und im Nu ſaß ich neben ihr auf dem Rückſitze und betrachtete die Gegend. Ach, wenn nun in dieſem Augenblicke ein Münchner-Redakteur vorübergefahren wäre, und hätte ſeinen Bazar-Redakteur mit einem Bauernmädchen auf der Extrapoſt fahren geſehen, beide auf dem Rückſitze, und im Fond des Wagens nichts, als ein Reiſeſack! welch ein Stoff zu einem anmuthigen Artikel!

Nachdem ich dieſes Thal nun ſattſam anſchaulich bewundert hatte, ſagte ich: „Nun kömmt wieder eine ſchönere Gegend vor uns!" ſetzte mich wieder hinauf und zog ſie mit,

indem ich meinen Reiſeſack, mit einer philoſophiſchen Verachtung meiner irdiſchen Habe, von meiner Seite ſtieß.

So haben Sie mich denn, meine Reizende, an der Seite eines ſchönen Mädchens, im engen Wagenraume ſitzend, in die Nacht hineinfahrend, und ich erzähle bis zur nächſten Poſt nichts weiter und laſſe Sie in peinlicher Neugierde, zur Strafe, weil Sie ſcherzhafter Weiſe die Allumfaſſenheit meines Herzens ſo ſehr zu rühmen wußten.

Wenn es wahr iſt, daß Pauſen Gedankenſtriche ſind, ſo war die Pauſe zwiſchen meinem letzten Briefe und dem jetzigen wohl lange genug, um vielleicht wohl einen Strich durch Ihre Gedanken, meine Holdſelige, zu machen. Sie ſahen mich in meinem letzten Briefe zwiſchen Mondſchein und einem hübſchen Mädchen in die liebe Welt hineinfahren. Ich hätte nun Gelegenheit Ihnen viel Rührendes und Poetiſches über meine felſenfeſte Treue, über meine philoſophiſche Stoa zu ſagen, ich könnte alle Sterne, den Jupiter, den Sirius, und ſogar den großen Bär zu Zeugen rufen, daß der Mond nie einen ruhigern Poeten beſchien, als gerade mich zwiſchen Bergel und Uffenheim, daß ich den lieben Mond ſo pflegmatiſch anſah, als wäre er eine Apfelſinenſcheibe bei einem Berliner Kanditor; allein Sie würden ja doch Ihre Zweifel hegen, und da Sie vielleicht Mad. Weiſſenthurn's „beſchämte Eiferſucht" nicht geſehen haben, ſo würden Sie doch immer noch

einigen Zweifel in meine Kälte oder in meine Wärme ſetzen, und es iſt beſſer, ich ſchweige ganz über das zarte Kapitel, ſo wie über die Trennungsſcene und über die Art und Weiſe, wie die auf Extrapoſt fahrende Fußgängerin von mir ſchied; und ich erzähle Ihnen ſogleich, daß es bald Morgen wurde, als ich in Würzburg unter den Flügeln des Schwans abſtieg und mich ſogleich in die Federn dieſes Schwans, die leider Gottes Alles nur keine Schwanenfedern waren, begrub. Die Sonne guckte ſchon ganz hoch in mein Zimmer, welches eine ganz angenehme Ausſicht auf den Main und auf die jenſeits deſſelben liegende Feſtung darbot, als ich meine Augenlieder und nach und nach mich ſelbſt erhob. Ich öffnete meine Thüre und wäre bald wieder eingeſchlafen, denn neben mir wohnten zwei reiſende Engländer, die eben auch ihre Thüre öffneten, und ich kann keinem Engländer in's Geſicht ſehen, ohne ſchläfrig zu werden; jedoch ermannte ich mich bald wieder, rieb mir die Engländer aus den Augen, und wanderte durch die Stadt hinaus auf das Käppele (ein ſogenannter Berg), und überſah die Stadt, die eine noch romanteriſchere Lage hat als die meinige in der letzten Nacht zwiſchen Mondſchein und Mädchenherzen war. In einem fruchtbaren Thale liegt die Stadt wie eine Nymphe, hingelehnt an den Mainſtrom, der wie eine ſilberne Ceinture ſie durchgürtet. Der Main ſcheint die Fußwaſchung der Berge da mit Wohlgefallen vorzunehmen, und die Berge, die mit dem üppigſten Traubenmantel bedeckt ſind, ſchlieſſen einen liebenden Kreis um die Stadt, die mit ihren

herrlichen Thürmen einen reizenden Anblick gewährt. In den Straßen ſelbſt war es an dieſem Tage öde und ſtill, denn die Hitze war unerträglich, und ich glaube, in ganz Deutſchland mag es nicht ſo heiß ſeyn, als hier, wo die Sonnenſtrahlen ſich glühend in dem Thalkeſſel konzentriren. Manchem vornehmen Mann, der hierher verſetzt wird, wird auch das Leben ſehr heiß gemacht. Was den Fremden beſonders anzieht, iſt die prachtvolle und impoſante Reſidenz, zu welcher der Fürſt von Schönborn im Jahre 1720 den Grundſtein legte. Es iſt ein eben ſo impoſantes als prachtvolles Gebäude. Unter den vielen prachtvollen Sälen und Zimmern zeigt man vorzüglich den ſogenannten „Marmor- oder Kaiſerſaal," deſſen Größe und Verhältniſſe allerdings prächtig zu nennen ſind. Ein meiſterhaftes Deckengemälde von Tinpolo, die in Würzburg ſtattgefundene Vermählung des Kaiſers Friedrich des Rothbarts (Barbarossa) vorſtellend. Eines Lächelns konnte ich mich bei der Idee doch nicht enthalten, daß die Venus die Braut vom Olymp bringt und ſie ſogleich an das Miniſterium überliefert; es wird der guten Braut bei dieſem Quartierwechſel ein wenig gefröſtelt haben! Der Künſtler mag auch ſelbſt gelächelt haben, denn daß er ſeinen künſtleriſchen Satyr eben ſo beſaß, wie alle Künſtler, beweiſ't mir eine fauniſche Seitengruppe, welche ſelbſt Venus pandemos nur mit Erröthen ſehen könnte, und die geradezu zu einer Vermählung den wehmüthigſten Abſtand bildet. —

In einem andern Zimmer zieht ein Bett die Aufmerſamkeit aller Neugierigen auf ſich; ein Bett, in welchem die größten Regenten ſchon geſchlafen, ſogar geruht haben ſollen. Friedrich der Große, Napoleon, der ruſſiſche Kaiſer u. ſ. w.

Mir blieb dieſes Bett ganz gleichgültig. Ach, meine Theuere, was iſt der Menſch ein Narr, ein kurzſichtiger, blöder Thor, ein Kind! Sehen wir denn nicht täglich das große Bett, die Erde, in welchem alle Kaiſer und Könige ſchlafen und alle Päbſte und alle Bettler dazu, und alle Dichter und Künſtler, und dieſes Bett ſteht von Ewigkeiten fertig und wird doch alle Augenblicke friſch gemacht, und dieſes Bett hat eine große Gardine: den Himmel, und eine Tagslampe: die Sonne, und eine Abendlampe: den Mond, und Millionen Allerſeelen-Lichter: die Sterne, und wir ſtehen das ganze Jahr, im ganzen Leben immer mit einem Fuße in dieſem Bette, und die Kaiſer und die Könige, die da ſchlafen, laſſen uns ruhig neben ſich legen, und dieſes große Bett ſehen wir des Sommers bedeckt mit der grünen Damaſtdecke, und des Winters mit der Hermelindecke, und wir Menſchenkinder, oder vielmehr wir Kindermenſchen denken nun am Ende dieſes Allerweltbettes gar nicht, und gaffen ein paar ſeidene Kiſſen an, auf denen ein paar ſorgenvolle Häupter ein paar vielleicht ſchlafloſe Stunden zugebracht haben!

Wir verlaſſen, meine Reizende, dieſe impoſante Reſidenz,

nachdem wir noch einmal dieſen Platz, den würdigen und herrlichen Präſentirteller dieſes architektoniſchen Juwels, bewundert haben, gehen an das verfallene Haus Barbaroſſa's vorüber und machen einen kleinen Beſuch in dem „Harmoniegebäude," in dem ein Verein der gebildeten und gewählten Geſellſchaft Würzburg's ihr Lokal hat, und deren Zweck geſellige Unterhaltung, und eine fortlaufende Bekanntſchaft mit der Oeffentlichkeit, Literatur und Kultur überhaupt iſt.

Die Leſeanſtalt, die Sie hier ſehen, der Reichthum der Journale uud periodiſchen Hefte ſowohl, als die höchſt zweckmäßige Einrichtung und das treffliche Arrangement, übertrifft ähnliche Anſtalten in München, Berlin und Frankfurt a. M.

Ein oval-runder Saal mit zwei Gallerien, auf einer antiken Säulenordnung ruhend, iſt eben ſo geſchmackvoll als prächtig, und ich bedauerte nur, dieſen Saal nicht von den Würzburger Schönen gefüllt, und ihre Augen aus den faſt zu überladenen Spiegelreihen zurückſtrahlen zu ſehen. Nicht wenig war ich verwundert, zu hören, daß in dieſem Vereine kein Iſraelite aufgenommen werden darf; ein Zug, der mich von den eben ſo biedern als gebildeten Würzburgern nicht wenig in Erſtaunen ſetzte, und man wird faſt verſucht zu glauben, daß in dieſem Punkt der Verein nicht eine „fortlaufende Bekanntſchaft mit der Kultur, die fort- und davonläuft" bezweckt. Es iſt merkwürdig, daß eine Stadt, die ſo gan; von

Wein und Weinbergen lebt und umgeben ist, den Weinberg des Herrn doch noch nicht recht bearbeitet hat.

Nun noch einen kleinen Augenblick reichen Sie mir Ihren Arm, meine Theure, um einen kleinen Spaziergang in den Hofgarten zu machen, wo so eben Militärmusik ist. Der schönste Vorzug dieses Gartens ist wohl der, daß eine Menge Nachtigallen in ihm nisten; ich war gerade heute nicht recht glücklich, denn es schien nicht als ob die schöne Welt sich heute versammelt hätte. Es wäre schade, wenn die lieblichsten Sänger des Hains, die Nachtigallen, von dieser lärmenden Musik verscheucht würden, und das kann ich als gewiß prophezeien, denn die zarte Philomele kann das Toben der Blechinstrumente nicht ertragen; und für wahr! die Besucher des Schloßgartens hätten in dem leeren Schall eines Abends einen schlechten Ersatz für die süße Klage und für den süßen Sang der fortgeschreckten Nachtigallen.

Machen wir noch einen kleinen Ausflug nach dem „Platzgarten," das ist ein schöner Garten, wo viel Platz für die Sonne ist, und nur neben Ihnen, meine Holde, ist man da in Schatten gesetzt. Da oben sehen Sie auch „den letzten Hieb," auch ein Vergnügungsplatz der Würzburger, von welchem schon mancher einen Hieb wird davon getragen haben, der nicht der erste und nicht der letzte war.

Nun aber eile ich zu meinem gaſtlichen „Schwan" zurück, das iſt ein Vogel, den ich jedem Reiſenden empfehlen kann unter ſeinem Fittige auszuruhen; man iſt und ißt ſehr gut da, wird freundlich bewirthet, und ſelbſt der oft unfreundliche letzte Schwanengeſang: die Rechnung iſt hier **moderato assai.**

Mein ſteter Reiſegefährte, der Mond, ruft mich ſchon zur Abreiſe. Sein Horn und das Horn des Poſtillons locken, ich werfe mich in den Wagen, und morgen früh hoffe ich in Kiſſingen den erſten Becher Ratkotzy auf Ihr Wohlſeyn zu leeren. Bis dahin, gute Nacht!

Die aufgehende Sonne vergoldete gerade die Bergesſpitzen, als ich in das Thal hinabfuhr, in welchem das Städtchen Kiſſingen liegt. Die fränkiſche Saale flatterte wie ein ſilbernes Band durch den fetten Wieſengrund und die Hügel und Berge ringsum bildeten ein romantiſches Ganze. Bevor ich noch in das Städtchen gelangte, ſah ich rechts den Kurſaal liegen, links die beiden Partien des Kurgartens und in der einen den Ragotzy- und den Pandurbrunnen. Unſer Jahrhundert, meine reizende Freundin, iſt an nichts ſo überſchwenglich, als an Badereiſenden. Es gehört nun einmal zum Ton ein Bad oder einen Brunnen zu beſuchen, und ein großer Theil unſerer Damen haben eigene Bade-Nerven, die es durchaus erheiſchen, daß ſie in's Bad gebracht werden. Während

die Nord- und Küſtenländer mit einer wahren Wuth ſich in die See ſtürzen und den heißerſehnten Wellenſchlag mit Ungeduld erwarten, begnügt ſich der Südländer mit Mineral- und Saalbädern, mit Trink- und Waſſerkuren. Auf jeden Fall ſind ſolche Badereiſen der Geſundheit zuträglich, denn nützen ſie auch den Frauen wenig, ſo kann ſich doch der Mann zu Hauſe indeſſen von ſeinen Leiden erholen. Der Ton, der in den größern deutſchen Bädern herrſcht, iſt gerade der, der in den größern deutſchen Städtchen herrſcht. In Baden bei Wien herrſcht der ungezwungenſte und geſelligſte Ton, gerade ſo wie in Wien ſelbſt; man iſt fröhlich und zuvorkommend, hingebend und theilnehmend. In Baden-Baden kann man, wenn man will, recht angenehm ſeyn, weil die Gäſte ein Quodlibet aller Nationen ſind, und man ſich unter ſie miſchen oder von ihnen entfernt halten kann, wie man will. In Karlsbad hat man aufgehört auf einem Kurplatz zu ſeyn, hier herrſcht eine eben ſo ſteife Etiquette, ein Jagen nach Putz und Luxus, wie in den Salons der Reſidenz, der Charakter des Badeortes iſt ganz verloren gegangen In Pyrmont drückt einem der hannövriſche Adel, mit ſeinem ſchlecht lithographirten Facſimile engliſcher Manieren, mit ſeiner leeren Hoffahrt zu Boden; in Doberan muß man durchaus ſechzehn Mecklenburger Ahnen und eben ſo viele Mecklenburger Pferde haben, muß von „Vollblut" und „Halbblut" plaudern können, ſonſt iſt man verloren, oder man muß zu dem elenden Spiel ſeine Zuflucht nehmen. In Travemünde, welches eines der reizend-

ſten Seebäder iſt, dominirt der Lübecker Senatorismus; ganz Lübeck iſt in Travemünde, und iſt man kein Lübecker, ſo iſt man eine Nulle, wenn man nicht anders in den Seekrabben ſeinen Troſt findet. Ueberhaupt iſt es in allen Bade- und Brunnenorten ſchlimm, wo der größte Theil der Gäſte aus Einwohnern ein und deſſelben Ortes beſtehen. Ein jeder ſcheuet ſich eine Badebekanntſchaft anzuknüpfen, die er doch nachher in ſeiner Stadt fortzuſetzen durch Verhältniſſe verhindert iſt. In einem Badeorte, wo der Zuſammenfluß von Fremden groß iſt, nähert man ſich gegenſeitig ſorglos und unbefangen, betrachtet die Apropos bekanntſchaft als ein Mitelement der Kur, welches man nachher nicht wieder findet. Eine große Klage in allen Bädern, eine allgemeine, die mir noch in allen Bädern vorkam, iſt die, daß ſich der Adel und die Patrizier von den bürgerlichen und von ſonſtigen loſen Gotteskindern entfernen, zurückziehen und dadurch, ſo was man ſagt, eine Gêne in der Geſellſchaft entſteht. Es iſt nicht wahr, ſie ziehen ſich nicht mehr zurück, als ſie es überall thun, es iſt in Badeorten nur bemerkbarer, weil wir den Adel ſo unter uns herumwandeln ſehen und ihn immer mehr zu Auge bekommen. Aber glauben Sie mir, meine Theure, die Adelichen ſeufzen unter ihrer adelichen Langeweile noch viel mehr als wir unter der bürgerlichen Langeweile. Der ganze Unterſchied iſt der, der Adel gähnt inwendig, wir gähnen auswendig. Daß ſich die Badegäſte aber nicht unterhalten, iſt ihre eigene Schuld, man laſſe den adelichen Gäſten allen Reſpect, und alle Achtung, die man

ihnen und ihrer Stellung ſchuldig iſt, aber der Reſpekt arte nicht ſo weit aus, daß man ſich, mit Reſpekt zu melden, aus Reſpekt langweile! Man laſſe ſich nur nicht geniren, und thue ganz ungezwungen, was einem die Phantaſie eingiebt. Aber da iſt unſere deutſche Unbeholfenheit wieder; dem gebildeten Adel fällt es vielleicht gar nicht ein, daß ſich ein Anderer ſeinethalben geniren ſoll, aber der Deutſche genirt ſich, es laſtet auf ihm, weil von Jugend auf ſeine rothen Herzkammern mit Ariſtokratismus ſpaliert wurden. Wie leicht iſt es mit einer Badegeſellſchaft ſich zu unterhalten, wenn ſie das Savoir faire beſitzt. Ich kam im Jahre 1829 nach dem Seebade Swinemünde; an dreihundert Badegäſte ruderten da an der Galeerenbank der Langeweile, und unter ihnen die geiſtreichſten Menſchen, dir liebenswürdigſten Frauenzimmer. „Ums Himmelswillen!“ rief ich aus, „gebraucht ihr die Langweilkur?“ — „Ach, Sie wiſſen nicht, lieber Saphir,“ hieß es, „es ſind hier ſo ein paar vornehme Herren und Damen, die ſcheiden ſich ſo ab, und es kommt gar nichts zuſammen!

Am andern Tage ſchon hatte ich es weg, daß die vornehmen Herrn und Damen die vornehmſte Langeweile hatten, die es nur geben kann. Dabei waren es die liebenswürdigſten und humanſten Menſchen, ſie klagten mir daſſelbe, die Badegeſellſchaft weiche ihnen aus. Ich ſagte der Badegeſellſchaft, da ich einige Zeit dableibe, ſo gedenke ich mich gar nicht geniren zu laſſen, und weder hohe noch geringe Lange-

weile zu leiden, ſie möchten mir nur behülflich ſeyn zu unterhalten, ſo unbefangen zu thun als möglich, und von allen fremdartigen Elementen keine Notiz nehmen. In drei Tagen hatte ich meine Badegeſellſchaft ſo flott gemacht, wir waren ſo herzlich vergnügt, hatten alle Tage andere Partien und ländliche Feſte, geſellige Spiele im Saale, und Schäfermaskeraden, daß vierzehn Tage wie ein Traum vorübergiengen, und Niemand war mehr von den Adelichen genirt, die zwar keinen Antheil an dieſen Unterhaltungen nahmen, aber doch von einer gewiſſen Ferne lüſtern zuſahen, während ſie ihre Doſis Langeweile unter ſich repartirten.

Ausflug nach Berchtesgaden.

„Wir gehen heute Abend nach Berchtesgaden," sagten einige Freunde, indem sie des Morgens ohne allen Respekt vor der goldmäuligen Musenfreundin Aurora, in mein Zimmer traten, und mir die schönsten Morgenträume und mit ihnen die schönsten Hoffnungen und Huldgestalten verscheuchten; „wir gehen heute Abend nach Berchtesgaden, und Du, poetischer Seebär, der Du dich immer im Flachland herumtreibst, mußt mit, Du mußt unser Hochland sehen, unsere Berge müssen dich bergen und unsere Seen mußt Du sehen. Also frisch, erhebe deine zarten Gliedmassen und mache dich reisefertig!" Ich schlug die Bettdecke zurück, die Augen auf und die Hände zusammen; vor mir standen der Empfindsame, der Praktische, und der Zarte. Vergebens stellte ich ihnen vor, daß mich eben so viel zarte als empfindsame und praktische Bande und Bänder, Fäden und Seile an das traulichliebe München bänden. Es half nichts, ich mußte versprechen, mitzukommen. Meine

Augen ſuchten Abends im Theater vergebens die Holdſelige, um ihr wenigſtens mit einem klagenden Blick ſagen zu können, daß ich ein Meer voll Wonne, ihren Anblick verlaſſen ſoll, um einen See zu ſehen, ſie war nicht da! Ich ſaß da wie eine Bildſäule der Reſignation; Dlle. Scherzer hatte kaum den letzten Sprung gemacht, als ich den erſten aus dem Theater machte, um noch ſchnell unter den Flügeln des „goldenen Hahns" eine Stärkung zu den romantiſchen Reiſegenüſſen zu mir zu nehmen und die drei alliirten Wagengefährten aufzuſuchen. Sie waren ſo eben dabei, alle vier Elemente zu erſchöpfen, das heißt, ſie ſaßen bei Michel und tranken Punſch, der, nach Schiller, ein geſelliger Verein der vier Elemente iſt.

Die Glocke brummte eben eilf vom nahen Kirchthurm, — hier ſieht der Leſer, daß ich ſehr romantiſch werden könnte, denn mit den Worten: „die Glocke brummte eben u. ſ. w. kann man füglich eine Räubergeſchichte oder ein Geiſtermährchen oder ein Melodrama beginnen; allein fürchte nichts, liebe Leſerin, es kömmt gar nichts Grauenerregendes vor. Die Glocke brummte, und der Kutſcher brummte auch, daß er ſo lange halten mußte, ich brummte auch und unter dieſem Brumm-Trio ſtieg denn endlich das Reiſe-Trio auch in den Wagen. Ich hatte ſchon früher den Kutſcher durch meine ſilberne Beredſamkeit bewogen, durch die — — — ſtraſſe zu fahren, um noch einmal zum Fenſter hinaufſehen zu können, welches die Einzige umſchließt. Hier kann der neugierige Leſer, denn die

Leſerinnen ſind nie neugierig, etwas hin und herrathen, durch welche Straße ich fuhr. Ich will es aber lieber gleich deutlich andeuten.

Wenn Du, lieber Leſer, von Haidhauſen hereingehſt, die Au rechts liegen bleibt, und Du gehſt dann bei dem Bazar über den chineſiſchen Thurm nach Fehring, ſo haſt Du die Straſſe linker Hand liegen gelaſſen. Willſt Du noch mehr wiſſen? In dieſer wohlbezeichten Straße iſt ein Haus, welches zur Rechten und zur Linken zwei Häuſer hat, in welchen zwei Nachbarn wohnen, der erſte Stock iſt etwas höher als zur ebenen Erde, das iſt das Haus, Du kannſt nicht fehlen. Alſo durch dieſe Straße, lieber, befriedigter Leſer, mußte gefahren werden. Ach, dachte ich:

„Jetzt iſt wohl ihr Fenſter offen,
Und ſie lauſchet meinem Sang!“

Allein das Fenſter war zu und die Vorhänge auch und nichts lauſchte meinem Sange.

O ſüße Schöne, ſchau heraus,
Es iſt ja Mondesſchein!
Genüget Dir das enge Haus?
Mir iſt die Welt zu klein!

Die Finſterniß iſt jetzt ſo mild,
Die Sonne gieng zur Ruh,
Doch bleibet mir dein Zauberbild,
Mein Sonnenlicht biſt Du!

Zu Rüſte gieng das Sonnenlicht,
Die Sterne zieh'n heran,
Und wie Dein ſüßes Angeſicht
Schauet mich ein jedes an.

Es ſchaut mich an und ſpricht zu mir.
Mit ſeinem milden Strahl:
„Und gehſt Du auch, ich folge Dir,
Wohl über Berg und Thal!"

Wir waren vor das Thor gekommen, der Mond hieng wie ein gelber Demantring in der blauen umgeſtürzten Saphirſchale, und in einem Silbertuche lag die Gegend ringsumher. Der Zarte hatte gehört, daß die Mondſtrahlen auch Wärme hätten, und bewahrte ſich ſeinen Teint durch einen Helm, der Empfindſame ſchickte einen leiſen Seufzer zu Luna's Antlitz hinauf, und in dieſem Seufzer ſchwammen ein halbes Dutzend Engelsköpfe; der Praktiſche meinte es wäre doch recht gut, daß Mondſchein ſeye, damit der Kutſcher den Weg finde, und ich, ich hatte mir einen eigenen Spaß auserſonnen und harrte ſtill bis das Kleeblatt entſchlief.

Nach und nach nickte der Zarte ein, der Empfindſame ſchnarchte etwas und der Praktiſche ſchlief feſt; ich allein war wach und benutzte dieſen Moment, um eine Metamorphoſe mit mir vorzunehmen. Ich hatte mir nämlich eine große ſchwarze Perücke, einen ſchwarzen Schnurbart und einen Reiterkittel mitgenommen, dieſe zog ich jetzt unbemerkt und ſachte an, und erwartete in dieſer Umgeſtaltung den Tag und das Erwachen der holden Schläfer. Der Morgen dämmerte, ſie ſchlugen die Augen auf und ſahen einen furchtbaren Eiſenfreſſer neben ſich ſitzen. Einige Augenblicke waren ſie ganz verſtummt, bis ich dem Zarten um den Hals fiel und meinen ſtruppigen Schnurrbart an ſeine zärtlichen Lippen drücken wollte; die Enthüllung dieſes Spaſſes gab uns viel zu lachen, und ſo kamen wir fröhlich an die erſte Station, nach Feldkirchen.

Eine Wirthsſtube, welche eher einer Rußhöhle glich, nahm uns auf, ein wahrer Rieppel als Knecht, brachte uns das Göttergetränk: Fuſel genannt. Ich machte einen kleinen Verſuch, dieſe Stube in Walter Scott's Manier zu beſchreiben, welche meinen Freunden viel Spaß machte. Denn wirklich hätte dieſes Zimmer jenem Autor, welcher auch das kleinſte Ofenſochbrett mit einer welthiſtoriſchen Wichtigkeit beſchreibt, zwei oder drei Kapitel Stoff geliefert. Er hätte ungefähr alſo begonnen:

„Es war an einem jener Spätſommermorgen, in welchen

die herannahende Kühle des Morgens die nachfolgende Mittagshitze kaum ahnen läßt, und ein leises Vorfrösteln die Verkündigerin der heraufziehenden Weltkönigin wird, als in die Wirthsstube in Feldkirchen, von einem halbzerbrochenen Leuchtscherben, in welchem der Abhub ausgelassenen Rindschmalzes, einem russigen Dochte spärliche Nahrung gab, matt beleuchtet, vier Männer traten, sich unwirsch schüttelten, die vom Scheitel bis zur Sohle herabfallenden, reiterartigen Mäntel von sich warfen, und, indem sie sich, befremdet mehr als erfreut, stumm ringsum umsahen, auf die um einen zum Tische dienende Blocke gereichten Nußholzbänke gedehnt hinlehnten, den Kellner riefen. Die Stube bot einen absonderlichen Anblick dar. Mehrere Krüge, die des gestrigen Abends des Bieres gefüllt gewesen seyn mochten, in Form von runden Fischblasen, und oben drauf ein flacher bleierner Deckel, auf dem zumal ein Namenszug oder auch Heiligenbild, nach dem Landesgebrauche der damaligen Bewohner jener Gegenden, angebracht waren, standen umher und gaben dem Gedanken Raum, daß gestern Abend lautere Töne die niedern Hallen dieses angerauchten Zimmers gefüllt haben konnten u. s. w.

Jedoch ich will die Geduld meiner Leser nicht parodistisch erschöpfen. Der Zarte trank seinen Fusel mit einer stillen Resignation. Der Empfindsame meinte, es läge auch im Fusel eine zwar herbere aber doch entschiedene Anlage zur Wehmuth, und die weißen Schaumbläschen wären nichts als

das Aufsteigen mancher Erinnerungen im Fuselgeiste. Der Praktische und ich, wir verzogen die Gesichter und verschluckten unsere Portion ganz ohne überirdische Bemerkungen. Wir stiegen wieder ein und gelangten beim schönsten Morgen in Rosenheim an, nachdem ich meinen Freunden noch ein humoristisches Gedicht über alle Flüsse der Welt, mit besonderer Beziehung auf den zu Rosenheim improvisirte. Das Städtchen ist ganz hübsch und freundlich. Das Bad fanden wir sehr verwaist und öde. Die Gartenanlagen wie das Kinn eines Mannes, dem kein Bart wachsen will, und die Einrichtung der Bäder weder einladend noch elegant.

Von Rosenheim nach Traunstein beginnt der Weg schon romantisch zu werden; die Gebirgskette kommt einem immer näher. Gegen vier Uhr Nachmittags kamen wir an den Chiemsee, welcher einen großartigen Eindruck auf uns machte. Der Hintergrund desselben ist von hohen Bergen umgeben, die wie finstere Wachtmänner in ihn hineinschauen. Schwarze Wolken umzogen den Horizont und gaben dem nach und nach immer mehr bewegten See ein ernstes und majestätisches Ansehen; bald aber brach hie und da ein Sonnenstrahl durch das zerrissene Gewölk und färbte die Spiegelfluth in absonderlichen, herrlichen Beleuchtungen. Nur ungerne sahen wir nach und nach den See entschwinden, und gegen sechs Uhr Abends kamen wir unter ziemlichen Regen in Traunstein an. Das Städtchen, ganz im italienischen Style gebaut, liegt

höchst romantisch, gewährt einen angenehmen, freundlichen und reinlichen Anblick. Eine Bauernhochzeit, welche eben statt fand, zog unsere Neugierde an, wir mischten uns in die Gäste und hörten eine Rede des Brautführers, welche sie „Abdanken" heißen. Der Zarte konnte sich gar nicht genug wundern, daß nirgends ein Eau de Cologne oder Eau de Lavende da war; der Empfindsame dachte sich wahrscheinlich den Brautkranz auf ein anderes Haupt; der Praktische meinte, die Braut wäre eine ganz hübsche Dirne, und ich lauschte auf den Vortrag des Redners.

Unter andern sagte er, mit vieler Salbung und Weihe zur Braut:

„O öffne dein Herz und schaue zurück in die Vergangenheit; dann öffne es wieder und schau zurück in die Gegenwart; dann öffne es zum dritten Male und schau zurück in die Zukunft!"

Meine Freunde lachten still, ich aber blickte furchtbar ernst drein! Denn hatte der Redner nicht recht? Man muß in die Zukunft schauen! Karl X. säße noch auf dem Throne Frankreichs, wenn er zurück in die Zukunft gesehen hätte, denn diese Zukunft lag in der Vergangenheit, so wie jede Zukunft. Darum ist jedes Blatt der Weltgeschichte ein Prophet, und wer aus dem Schatten der entflohenen Jahre nicht die Bilder

der Zukunft herauszufinden weiß, über dem stürzt die Gegenwart vernichtend zusammen. — Noch hochzeitlich angeregt, zogen wir in unsern Gasthof, zu Herrn Wiesbauer, zurück, wo wir vortreffliche, freundliche Bedienung, gutes Essen, schöne Betten und des Morgens eine billige Rechnung fanden. Gegen Morgen um sieben Uhr hatte sich der Zarte schon gehäutet, der Empfindsame rieb sich einen schwärmerischen Traum aus den Aeuglein, der Praktische und ich wir hatten aber das Frühstück, den Wagen und die Rechnung herrichten lassen. Es regnete fortwährend, die herrliche, wunderschöne Gegend war in Nebeln gehüllt, die Wolken wickelten sich wie nasse Gewänder, um die hervorragenden Felsenhäupter und Felsenrippen. Die Gegend wird immer romantischer. Bei Dinzeln tritt man eigentlich in den gigantischen Zauberkreis der Berge ein. Von da bis Reichenhall ist eine Kette wilder, schauerlicher Berggruppen.

Wie sich vor einem ein neues Panorama öffnet, schließt sich rückwärts die Scene felsig ab. Neben schauerlichen Abgründen führt der Weg am Bergpfad vorüber. In der Tiefe schlängelt sich ein kleiner Strom, welcher bald sich verbirgt, bald über Steine und Sträuche hinspringt und sich bald in große Vertiefungen stürzt.

Trotz des unaufhörlichen Regens, giengen wir, der Praktische und ich, den größten Theil des Weges zu Fuß. Der

Zarte hatte alles um ſich verhängt, und der Empfindſame ſetzte ſich zum Kutſcher auf den Bock, um bei trockenem Fuße die Gegend zu genießen, und Reichenhall, welches in einem zauberiſchen Thale liegt, um einige Minuten früher zu ſehen.

Gegen Mittag kamen wir auch in Reichenhall an. So ſchön die Gegend iſt, ſo traurig, ſchmutzig und unheimlich iſt das Neſt ſelbſt. Wir ſpeiſ'ten auch recht ſchnell, um nur bald die Reiſe fortſetzen zu können.

Der Weg von Reichenhall nach Berchtesgaden iſt eine reiche, innigverſchlungene Guirlande von Naturſchönheiten. Zu unſerer Freude heiterte ſich der Himmel auf und der majeſtätiſche Watzmann ſah uns mit ſeinem weißen, ehrwürdigen Greiſenſcheitel impoſant entgegen. Die durchdringende Sonne beleuchtete nun kritiſch zwei Opern: den „Schnee" auf den Bergesſpitzen, und den „Untersberg." Sie liefert aber, mit aller Ehrfurcht vor der Sonne geſagt, eine ſchlechte Kritik, denn ſie nöthigt den Schnee zum Weggehen und den Untersberg nicht. Ringsumher flammten die weiſſen Bergſpitzen wie Wendefeuer in der Abendſonne. Der enteilende Lichtblick des Tages ſchien noch ſehnſüchtig auf den Felſengipfeln zu weilen und einen liebenden Blick in die ſich immer mehr verhüllenden Thürme zu werfen. Gegen ſechs Uhr kamen wir in Berchtesgaden an und ſtiegen im Leuthhaus, bei Herrn Klausner ab.

Der Umblick in Berchtesgaden ist höchst interessant und schauerlich romantisch. Der sehr beengte Gesichtskreis ist von mannichfaltigen Bergen und Felsenmassen umgrenzt. Himmelhochanstrebende Felsenhäupter erheben ihren kahlen Scheitel bis in die Wolken, um die Felsenstirne schlingt sich das dunkelgrüne Jaspisdiadem der Fichten- und Tannenwälder, welches in malerischen Tinten und Farben bald mit ernstem Anblick, bald mit aufleuchtendem Colorit ins Auge spielt. Aus dem hochgeschürzten Berggurt wallen bald schmalere bald breitere Wasserbänder silbern in die Thäler hinab, und in den Tiefen der Schluchten und Thäler mischt und verliert sich der hineinfallende Sonnenstrahl in absonderlichen Lichtgestaltungen und Färbungen. Aber über den geschlossenen Bergkreis erheben sich die Gebrüder Watzmann, schauen die andern Berge nur so über die Schulter an, und scheinen majestätische Musterung zu halten über die paradirenden Massen!

Von Berchtesgaden eine ~~kleine~~ Stunde entfernt liegt der Königs- oder Bartholomäussee, von Felsenwänden ringsumzäunt wie eine dunkle Wassermuschel. Dieser See kann sich in seiner wilden Schönheit mit den berühmtesten Seen der Welt messen. Ja, ich kenne wenige dergleichen, die einen so erhabenen, schauerlich-ernsten Charakter haben, wie er. Gleich am Anfange des See's liegt Chriestlieger, ein kleines Inselchen, welches jetzt leider ganz ver- und zerfallen ist. Eine Sennerin, die ich auf dem Gotzenberge traf, erzählte mir eine

Sage über die Entſtehung dieſes Eilandes, welche ganz lieblich und ſinnig iſt.

1.

Chriemhilde.

Aus des See's dunklen Wogen
Sieht die Nymphe, liebewarm,
Fühlt zum Ufer ſich gezogen,
Streckt heraus den weißen Arm;
Und ſie ſehnt aus naſſen Räumen,
Und aus dem cryſtall'nen Haus,
Zu den grünen hohen Bäumen,
Zu den Schatten ſich heraus.
Und ſie ſieht die Blumen wiegen,
Winken an den klaren Strand,
Gemſen über Höhen fliegen,
Lämmer weiden an dem Rand.
Zweige in das Waſſer ſchauen,
Reichen ihr die Hände hin,
Um ſie aus den naſſen Auen
An das Blüthenland zu zieh'n;
Und ſie ſchwimmet auf dem naſſen
Element an's Land heran,
Doch die loſen Wellen faſſen
Feſter nur die Nymphe an: —

„Mußt' in unſern Wogen bleiben
Biſt dem Waſſer unterthan.
Schau der Fiſchlein munt'res Treiben,
Und des Grundes Kieſel an;
Nur das grüne Glas der Wellen
Wölbt ſich Dir zum hellen Dach,
Doch des Landes trockne Stellen
Werden Dir zum Sterbgemach!"
Doch der Jäger ſteht am Strande,
Der in Minne für ſie brennt,
Sie kann nicht zum Blüthenlande,
Ihm iſt fremd ihr Element.
Und ſie fleht mit heißem Munde
Zu dem Gott der Lieb' empor,
Da entringt dem feuchten Grunde,
Sich ein Eiland ſchnell hervor;
Und die will'gen Wellen tragen
An das Eiland ſie hinan.
Und der Jäger, ſonder Zagen,
Lenket hin den kleinen Kahn;
Leiſe kreiſ't die traute Welle
Um das Inſelchen herum,
Und ſie weihet dieſe Stelle
Zu der Liebe Heiligthum!

2.

Der Königssee.

Gleich einer Opferschale
Erglänzt der See im Thale,
So hell und klar und stumm;
Und riesig hoch und mächtig,
Im Priesterkleide prächtig,
Steh'n Berge ringsherum.
Sie steh'n herum in Reihen,
Zum Tempel einzuweihen
Den tiefen, dunklen Strom;
Den Fuß in feuchten Wegen,
Das Haupt am Himmelsbogen,
Zu tragen diesen Dom.
Die schroffen Felsenwände
Verschlingen ihre Hände
Zum heil'gen Mauerkreis,
An tiefer Klüfte Stelle,
Da wölbt sich zur Kapelle
Die Sakristei von Eis.
Als ob sie leise schliefen,
So schwanken in den Tiefen
Der Berge Schattenbild;
Des Felsens schroffe Steine,
Sie schimmern in dem Scheine

Des Waſſers, weich und mild.
So wohnt im tiefen Herzen,
Das Heer der wilden Schmerzen
Mit ſeinem Qualenreich,
Doch wenn die Thränenaugen
Wir dann die Schmerzen tauchen,
Mild werden Sie und weich.
Und wie in Himmelslüften
Und auch in Waſſergrüften
Den Berg man ſehen kann;
So Himmel auch und Erde,
Bei jeglicher Beſchwerde,
Verknüpft der ächte Mann!

Einen wilden, ſchauerlich-romantiſchen Anblick gewährt die Alpe: Keſſel, und die enge Felſenſchlucht, in welcher der Keſſelbach von einem ſteilen Felſen ſchäumend herunterſtürzt. Viele in Stein gehauene Stufen führen bis ins Innerſte der Schlucht, und die erhabene Empfindung, die hier die Seele ergreift, kann kaum beſchrieben werden. Ein kleines Denkmal, welches ſich hier zur Seite in einem dunklen Schattenplätzchen befindet, macht keinen andern Eindruck, als den eines Räthſels, denn wir wußten nicht, was es eigentlich bedeuten und ausdrücken ſoll. Eine Pyramide mit den Inſchriften:

Erinnerung.

Einſt — und nimmer.

Ueber der Pyramide ein Engel und ein Kreuz mit der Unterſchrift: „Vollendung.“ Am Vorſprunge des Felſens lieſ't man folgende Worte:

Ein Blümchen blühe jeder der erloſchenen
Freude; — jedem der getrennten Lieben.

Wahrſcheinlich ſoll dieß ein Grabmahl oder etwas Aehnliches ſeyn, wir konnten nicht recht klug daraus werden. Jenſeits dieſes Keſſelfalls liegt St. Bartholomä, wo wir ſchlechtes Bier, und ganz kleine Mignon-Selblinge bekamen, weil auf die gröſſern Beſchlag gelegt wird.

Hier ruhten wir aus und beſuchten dann die Kluft zwiſchen den Felſengewänden des Watzmannes und dem Gletſcher, die Eiskapelle. Auch den romantiſchen Oberſee beſuchten wir, allein ein heftiger Regen nöthigte uns, unſern Rückzug über den See nach Berchtesgaden wieder anzutreten. Aber dem unfreundlichen Elemente trotzend, beſuchten wir noch die Reichenbach'ſche Maſchine. Die höchſte Bewunderung ergriff uns bei dem Anblick dieſes Rieſenwerkes, deſſen ganzen Umfang wir zwar mehr aus den ungeheuern Effekten, als aus der kunſtreichen Struktur beurtheilen konnten. Wir ſchenkten den

Manen des großen Erfinders ein huldigendes und wehmüthiges Andenken, und zollten unsere Ehrfurcht der Kraft und dem Scharfsinne des menschlichen Geistes. Auch die Waarenniederlage des Herrn Wallner wurde besehen und von dem reichhaltigen Assortiment manches angekauft. Der stete Regen verhinderte uns an weitere Exkursionen. Der Abend im Leuthause dehnte sich zu einer bedeutenden Länge aus. Der Praktische war in Berchtesgaden einheimisch und verließ uns. Der Zarte machte eine sorgfältige Abendtoilette. Der Empfindsame notirte sich seine Gefühle in die gelbe, mit blauen „Vergißmeinnicht" verzierte Brieftasche, sah die Berge an, die alle Wolkenhauben auf hatten, und dachte sich dabei gewiß ein oder das andere Köpfchen auch unter der Haube, ich spielte mit dem kleinen allerliebsten Kinde des Wirthes am Boden herum, bis die Abendbrodstunde uns Alle wieder vereinigte. Am andern Morgen besuchten wir das Salzbergwerk, nachher verließen wir Alle das paradiesische Oertchen Berchtesgaden und das Leuthaus, in welchem wir freundliche Bedienung, herrliches Essen und guten Aufenthalt fanden; meine drei Reisegefährten zogen nach Salzburg, ich aber zog ganz allein nach München zurück.

Der Morgen.

Wenn ich des Morgens recht frühe hinausgehe in den engliſchen Garten und die ſchöne Natur genieße, die wie jede natürliche Schöne am reizendſten iſt im Erwachen, wo ſie ſo friſch, ſo üppig einladend, ſo genußheiſchend und genußgebend iſt, wo ſie, mit aufgelösten Bändern, alle Schönheiten im blühenden Morgen-Incarnate den offenen Sinnen entgegen ſchielt, wo ſie kaum entſtiegen dem Bade des Morgenthau's aus dem naßen Gewande mir entgegenſchwillt mit den hüllenloſen Reizen und mit ihrer warmen und reichen Fülle, wenn ich dann mit offenen, freudigen und gekräftigten Sinnen mich hineinſtürze in die liebeglühenden, liebeblühenden, weitgeöffneten Arme der Morgen-Schöne; wenn die Gebüſche wie aus dem Schlummer erwachte Kinder, die mir bis an die Bruſt reichen, mir ihre zarten Aermchen entgegenſtrecken, und die markigen Bäume wie turnirende Jünglinge daſtehen und das Haupt ſtolz emporheben in die gewürzte Luft, und die alten Baumſtämme wie lebensluſtige Greiſe noch mit gekrümmten

Rücken ſich des Daſeyns freuen und die kurzbehaarten Häupter freundlich ſchütteln, und wenn die Nachtigall ſingt, ohne daß die preußiſche Staatszeitung ſie ex offo. in Weihrauch einpolitiſirt, und wenn ich dann denke: „ich bin ein König!“ und kein Cenſor da iſt, der mir dieſen demagogiſchen Gedanken aus dem Kopfe ſtreicht, und wenn ich mich ſo recht ſatt ſchwelge an den entblößten Reizen der ſchlummerentrungenen Schöpfung, dann, dann freue ich mich nicht nur, daß ich das alles mit ſo empfänglichen Sinnen, mit ſo vollen Zügen in mich ſchlürfe, ſondern ich freue mich auch dabei, daß viele andere es nicht genießen. Z. B. der türkiſche Kaiſer und der öſterreichiſche Beobachter, der Dey von Algier und der Lyoner Correſpondent, Don Miguel und — und — und eine ſehr ſchöne und ſehr geiſtreiche Dame, die mir letzthin behauptete, wenn man um zehn Uhr aus dem Bette ſteigt, ſo ſey dann erſt Morgen. Ich freue mich, daß dieſe nicht den Morgen mit mir genießen, denn ich bin auch an der Table d'hôte der Natur lieber allein als in appetitloſer Geſellſchaft, oder in ſolcher, denen doch im Grunde kein guter Biſſen zu gönnen iſt. Ja, da wiederhole ich mir mein demagogiſches: „Ich bin ein König!“ und ich bin auch ein König; und ich will es, meiner künftigen Frau zu liebe, beweiſen, daß ich ein König bin, und daß ſie alſo eine Königin in Spe iſt. Ich breche hier ab, um den ſchönen Leſerinnen, unter denen vielleicht eine ſich befinden könnte, für die ein Königreich ſo

viel Anziehendes hat, um alle ſonſtigen Bedenklichkeiten zu überwiegen, bis Morgen Zeit zu laſſen, ſich bei meiner Morgen ſchon legitimen Majeſtät heute noch anmelden zu können. — — — — — — — — — — — —

Nichts iſt leichter zu beweiſen, als daß ich König eines großen Reichs, nicht nur eines großen Erdreichs, ſondern auch eines großen Himmelreichs bin. Denn keine Macht der Welt kann mir abſtreiten, daß der Raum oder der Platz, den meine beiden Füße einnehmen, mein Eigenthum iſt, denn den kann mir kein Kaiſer der Welt nehmen; aus dem Raum hinaus kann man keinen Menſchen ſchaffen. Selbſt wenn ihn umbringt, muß er doch begraben werden und nimmt nur noch mehr Erde ein.

Dieſer Platz, den meine zwei Füße betreten, gehört alſo unſtreitig mir an, dieſer Platz gehört aber in der Tiefe bis zum Mittelpunkte der Erde mir an; weiter nicht, denn mein Gegenfüßler hat auch ſein Recht bis an meine Gränze. In die Höfe hinauf gehört eben ſo viel Raum zu meinem Eigenthum. Das alles zuſammen macht das größte Reich der Welt aus. Ich habe alſo auch ein Oberhaus, welches mir auf dem Kopf herumgeht und ein Unterhaus, welches ich mit Füßen trete.

Da die ganze Erde ganz gewiß ſchon mit Todten gefüllt

iſt, ſo iſt ein großer Theil meines Reichs bevölkert, und welche Unterthanen, welche vortreffliche Unterthanen ſind die Todten! Sie laſſen ſich Auflagen gefallen und murren nicht, man zieht ihnen das letzte Hemd aus, und ſie ſchweigen, man ſezirt ſie und ſie geben noch ihren letzten Tropfen Blut her. Dann die Beamten, die ich bei dieſen meinen Unterthanen angeſtellt habe, das heißt, die Würmer, die ſich mit ihrem Fleiſche ernähren, was ſind das für humane Menſchen! Ohne Unterſchied des Glaubens nagen ſie an allen meinen Unterthanen, ja, das Judenfleiſch ſoll ihnen ſogar am beſten ſchmecken. Alle andere Unterthanen ſchwören ihrem König „Treue bis in den Tod!" Dieſer Ausdruck muß jetzt auf Veranlaſſung des Königs der Niederlande anders gemodelt werden; denn der König der Niederlande meint, daß in dem Vertrage der freien Rheinfahrt von 1815 heiße es: „bis in die See" aber nicht auch in dem See, folglich wenn man dem König Treue bis in den Tod ſchwört, ſo heißt es eigentlich bis an die Gränzen des Todes, aber todt ſelbſt brauchen wir uns nicht für ihn zu machen! Meine Unterthanen aber fangen mit ihrem Tod erſt ihre Treue gegen mich an. Was nun mein Reich über mir, meine Luftprovinzen betrifft, die werden finanziell lucrativ, wenn ich erſt ſo weit bin, einen Tranſitozoll erfunden zu haben. Ein jeder Vogel, der durch mein Reich paſſirt, müßte ein paar Federn laſſen, jeder blaue Dunſt, der durch mein Reich zieht, müßte Religionsſteuer bezahlen, jede Wolke, die mir die Sonne entzieht, müßte einen Licht-

kreuzer abgeben; käme einmal Mad. Garnerin mit ihrem Luftballon, so behielte ich den Luftballon und ließe Mad. G. in Gottesnamen weiter ziehen; wollte Jemand in meinem Luftreiche ein Luftschloß bauen, so müßte er mir Grundsteuer, dann Fenstertaxe und obendrein Toleranz-Abgabe entrichten. Trüge einmal ein Windstoß ein Blatt durch mein Reich, müßte ein Censor $\frac{7}{8}$ davon in die Tasche stecken. Wollte nun endlich gar jemand durch meine Luftregion in den Himmel fahren, da würde ich schön Pfeifen schneiden! Ein Jesuit müßte mir — doch nein, ein Jesuit kömmt nicht in den Himmel — jedoch er käme bis an den Himmel, dann müßte er wieder zurück und müßte also doppelt Transitozoll bezahlen, und zwar nach dem englischen Drawbäck-System. Ich bin also ein großer König! und um so mehr König, da ich keinen kleinen Fuß habe! Es muß also jeder auf die Größe seines Fußes stolz und eitel seyn und nicht auf die kleinen Füße. Da ich auch des Morgens frühe aufstehe und nicht bis zehn Uhr schlafe und dann erst anfange zu ruhen und zu geruhen, so bin ich auch längere Zeit ein König, quod erat demonstrandum.

Die Nacht.

Wie lieb' ich dich, o Nacht! wenn du deinen sterngestickten Mantel ausbreitest über das Firmament und mit deinem kühlenden Odem die heiße Atmosphäre durchwehst! Wenn deine heilige Stille das nichtige Toſen des Tages verdrängt und die gedankenfördernde Ruhe das verworr'ne Getümmel verſcheucht! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich, o Nacht! wenn du dein kunkles Leichentuch über die Welt, wie über einen Sarkophag deckſt und die matten Stern-Kandelaber bei ihr anzündeſt! Wenn du das Geſchenk der gütigen Götter, den Troſt der Menſchheit, das Tageslicht verſcheuchſt: wenn du den anmuthigen Tanz und Wechſel der Farben verſchlingſt und in ein eintöniges Schwarz hüllſt die bunte Natur! Wie haß ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! du ſchleichſt theilnehmend in mein Gemach und theilſt mit mir Gefühle und Stimmung

die ſonſt allein verſchloſſen ich halte im Herzen; du führſt an deiner Hand den ſüßen Schlummer, den Kummerzwinger, den zeitlichen, täglichen Erlöſer! Du wickelſt deine milde Finſterniß wie weiche Seide um wunde Stellen, und ſchmiegeſt dich wie ein liebendes Weib an die gramumzogene Bruſt! Du theilſt das Lager des Einſamklagenden und du durchwachſt geſellig mit dem Schlummerberaubten die Wüſte langgedehnter Stunden! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich, o Nacht! du kömmſt zigeunerhaft und geſpenſtig, ſtiehlſt dich durch verborgene Thüren und ſagſt dem Herzen wahr in grauenvollen Ahnungen! Du gräbſt die Schmerzen geſchäftig wieder heraus aus den ſie bedeckenden Gegenſtänden und Dingen des Tages und kleideſt ſie heraus zu unſerm erneuten Weh' und Kummer! Du mordeſt ſelbſt den heiligen, himmelsgeſalbten Schlaf mit den Dolchen der Träume oder du wiegſt durch ſüße Gebilde uns ein, entfliehſt des Morgens mit ihnen und höhnſt im Entfliehen uns aus! Wie haß' ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! deine ambroſiſche Nähe labt mein verletztes Gemüth! du führſt in deinen magiſchen Schatten liebende Weſen mir vor! Aus deinem dunklen Zauberſchleier treten lichtvolle Geſtalten heraus! Wornach mein Herz ſich ſehnt, und was ich in den hellen Strahlen des Tages vergebens ſuche, das führſt du in ſüßer, optiſcher Täuſchung mir

vor die ſchmachtende Seele! Aus deiner Finſterniß oben treten die fernen Lieben in transparenten Zügen ſichtlich heraus! Du beſcheinſt mir die Geiſter ſchmerzlich Vermißter nnd auf deiner geſtirnten Strickleiter ſteigen die Seelen der Dahingeſchiedenen vom Himmel zu mir nieder. Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haſſ' ich dich, o Nacht! du rüttelſt ungeſtümm an dem Sarg der Liebe, rufſt aus dem Friedhof meines Lebens die Lebendigbegrabenen, Schmerzlichbeweinten heraus und ſtörſt grauſam die Kirchhofmuſe meines Gemüthes. Du malſt auf die ſchwarzen Kerkerwände, mit denen du das Leben überbaueſt trügliche Phantome um dich an dem Schmerz der erwachenden Täuſchung zu laben! Wie haß' ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! du führſt an der verſchwiegenen Hand meine einzig Geliebte, meine Muſe mir zu! du biſt unſer Brautwerber, unſer Traualtar und unſer Prieſter zugleich! deine Sterne kreiſen wie Hochzeitgäſte um uns herum, und das ſüße Lippenſpiel der keuſchen Muſe belauſcht der geheime Pulsſchlag der ſchlummernden Natur! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich, o Nacht! weil du dein finſtres Antlitz der Muſe nur zeigſt! weil du dein Trauertuch windeſt um die goldenen Saiten, daß ſie gedämpft wie eine Leichentrommel ertönen! weil du nicht den Schmelz des Morgenro-

thes und nicht die Milde des Abendrothes hauchſt in die Töne der nächtlichen Leyer! Wie haß ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! du ziehſt deine geliebte ſpaniſche Wand zwiſchen mir und dem herzloſen Getümmel! du entziehſt mir das hirnloſe Carouſſelſpiel der hohlen Welt, das leere Lächeln, die übertünchte Nichtigkeit, die geſchminkten Geſichter und Herzen und das große chineſiſche Hölzelſpiel der Formen und Geſtaltungen des Welttreibens! du ſtürzeſt deine Vehmkappe über alles nichtige Geſindel und über alle die tauſendgeſtaltigen Lumpen, daß ſie unſichtbar werden dem menſchlichen Auge! wie lieb' ich dich, o Nacht!

Das Feſt der Gräber.

(Am Allerheiligentage.)

Was iſt der Menſch ein Thor! Nicht nur das Leben ſchmückt er aus mit ſeinen bunten Kränzen und Flitterdingen und Blumengehängen, die, wie er ſelbſt und ſeine Freude, über Nacht dauern und dahin ſind; ſondern auch den Tod, das Grab, die Unendlichkeit und ihre Schauer putzt er heraus, wie eine Carnevalsfreude, und ſtaffirt ſie aus wie eine Weihnachtspuppe! So iſt der Menſch, er wickelt ſeinen Lebensfaden geſchäftig ab, und an dieſen Faden ſind angereiht Kronen und Bettlerſtäbe, Trauerflöre und Jubelbänder, Grabdecken und Hochzeitsſchleier, Brautkerzen und Leichenfackeln, Biſchofsmützen und Schellenkappen, gebrochene Herzen und jubilirende Lippen, thränenvolle Augen und luſtgeröthete Wangen, jammergerungene Hände und tanzende Feſtgruppen, und der Menſch windet geſchäftig den Faden ab, und zuletzt kömmt der Tod, auf dem der Lebensfaden aufgewunden war, und reicht uns die Hand, und führt uns hinter den dunklen Vorhang der

die Zeit von der Ewigkeit trennt, und der nicht eher hinaufrollen wird, bis die Ouvertüre dieſes Daſeyns geendet hat, und die große unendliche Feſtoper des andern Lebens beginnen wird mit ihrer erhabenen Poſaunen-Introduktion!

Der Menſch iſt unverbeſſerlich! das Leben, dieſer heitere Fabeldichter, der in ſüßen Fabeln voll Moral zu uns ſpricht, der in Parabeln von Blumen und Blüthen zum Herzen uns redet; der in Bildern voll Licht und Sonnen, voll Farben und Fülle das Gemüth uns anregt, geht ohne Wirkung an uns vorüber; und auch der Tod, dieſer ernſte, heilige Prediger, ſteht vergebens da auf der erhabenen Kanzel der Ewigkeit, und neigt vergebens ſein düſteres, bedeutſames Antlitz herab zu der aufhorchenden Menſchheit, und er nimmt vergebens den Text zu ſeiner Predigt aus der heiligen Schrift der ewigen Sterne, und er belegt ſeine Andacht vergebens mit den Citationen der tauſend und abermal tauſend ausgeſtorbenen Menſchengeſchlechter! Auch der Tod predigt uns vergebens, wir lernen weder vom Leben, wie wir ſterben ſollen, noch vom Tode, wie wir leben ſollen!

O meine Freunde! ihr gehet hinaus in frommer, wehmüthiger Andacht, und ſtreuet Blumen auf den Staubreſt der Todten; ihr behängt mit blühenden Kränzen die Steine, die ein theueres Andenken bedecken; ihr zündet bunte Lampen an, an der Stelle der Finſterniß; ihr vergießt ſüße Wehmuths-

thränen an den kalten Urnen der Vergänglichkeit; aber ist denn das ganze Leben nicht ein Allerheiligenfest? Ist nicht das ganze Daseyn ein Kirchhofleben? Giebt es eine Brust, die nicht ein Grabmal ist? Giebt es ein Herz, in dem nicht schon ein Sarg steht? Giebt es einen Menschen, der in seinem Innern nicht schon eine große Freude, eine heilige Liebe, einen theuern Wunsch, eine getäuschte Sehnsucht eingesargt hat? Warum gehen wir nicht lieber an das Herz unsers Mitmenschen, und weinen den Todten da drinnen eine tröstende Thräne? Warum legen wir uns nicht liebend an die Brust unseres Nächsten, und pflanzen ein Blümchen der Liebe auf den Sarg in ihr? Warum wallfahrten wir nicht an den Busen unsers Mitmenschen, in welchem die Freuden dieses Lebens schon begraben liegen, und schenken ihm ein freundliches Wort, einen theilnehmenden Seufzer!?

Ich war hinausgegangen, als es Abend wurde, auf den Kirchhof, denn ich bildete mir ein, die Todten da unten müßten ordentlich ergrimmt seyn über das Herumtrampeln auf ihren Gebeinen; mir kam es so vor, als thäten ihnen alle Glieder weh von dem hordenmäßigen Herumziehen auf ihren Grabdecken, und als falteten sich die Knochenhände noch einmal frommzürnend zusammen über das Fußscharren und Kopfnicken und Grüßen und weltliche Zurufen zwischen den Leichensteinen und schwarzen Kreuzen durch. Ich wartete bis der

Tag ſeine Lichter mit hinabzog, und ein blaſſes Dunkel wie ein Weihrauch um die Schöpfung aufzog, und ging hinaus. Ich ſetzte mich auf einen Leichenſtein, und immer leerer wurde es um mich, und immer voller in mir. Immer dunkler wurde es, die Erde lag wie ein ſchwarzes Gebetbuch da, nur an dem Rande mit einem Abendrothe Goldſchnitt verziert; und der Abendſtern am Saume des Horizontes ſchien wie das helle Auge einer liebenden Tochter bei der ſchlafenden Erde zu wachen, und freundlich liebend ihr bleiches Antlitz zu betrachten. Die Sterne zogen nun auch herauf und faßten mit ihren Leuchtkugeln und Farbenblumen die bleiche Erde ein, und ſchneieten ein mildes Licht herab auf die Schlummerſtätte, auf welcher ich ſinnend ſaß. Die weißen Grabmäler ſahen wie Skelette durch die grünen Umlaubungen durch, und der Abendwind jagte die ſchwachen Flammen in den bunten Lampen hin und her, daß ſie zitternd flackerten, wie das Erlöſchen eines Sterbenden. In mir aber war es wehmüthig heiter und ruhig geworden. Es kam mir vor, als theilten ſich die Gräber, und ich ſähe alle Todten, freundlich lächelnd, da liegen, und in den tiefen Augenhöhlen leuchtete ein Schimmer von Jenſeits, und um die entfleiſchten Lippen ſpielte ein Lächeln, das nicht dieſer Welt angehörte. Die Blumen aber alle, und die Cypreſſenkränze auf den Gräbern waren abgedorrt und zerfallen, und die flimmernden Lichter verlöſcht, und nur um die Todten ſelbſt wanden ſich die Blumenkränze ihrer Lebenstu-

genden und durch die Fruchtgehänge ihrer dieſſeitigen guten Thaten, und ihre frommen Lebensſtunden zogen wie glänzende Abendwolken durch die Dämmerung ihres Todes! —

Mein Leben und mein Herz ſtieg in dieſem Augenblicke über alle Scenen des Irdiſchen hinaus, die Nebelbank des Daſeyns fiel unter mir weg, und nur der blühende Himmel zog mich hinauf, und ich ſah die künftige Welt wie ein flammendes Morgenroth durch die verdunkelten Räume durchfluthen! —

Als ich wieder zu mir kam, hatte die Nacht ihre ſchwarze Larve um das Antlitz der Erde gebunden; Nebelwolken zogen wie Geiſter am Himmel herauf, umfaßten ſich zum rieſigen wundergeſtaltigen Tanz, und walzten durch den Himmelsſaal ſchauerlich hinab. Ach, dachte ich, noch ein Jahr, noch ein Schritt des geſpenſtigen Räthſels: Zeit, und wer weiß, welches Herz, das jetzt laut in Wonne oder hoch im Uebermuthe ſchlägt, liegt ausgeathmet hier; wer weiß, welches Auge, in dem jetzt der Strahl der Liebe leuchtet oder die Thränen des Jammers zittert, ruht ausgebrannt in dieſem Kreiſe; welche Bruſt, die jetzt hochwogend ſtolze Entwürfe trägt, oder ſtürmiſch bewegt das Leben und die Zeit umgeſtalten will, liegt eingefallen und öde in dieſer kühlen Stätte? Vielleicht bin ich ſelbſt dann ſchon hinabgeſtiegen in die ſchwarze Gondel,

die unterirdiſch zu einem beſſern Leben hinſchifft, und wer weiß, ob in dem fremden Lande eine freundliche Hand dann am Feſte der Gräber mir einen Zweig der Erinnerung auf den Staubhügel legt!

Phantaſtereien oder Nachempfindungen nach einem Balle.

Warum ſteigt denn aber immer der Banquogeiſt der Wehmuth gerade an den Macbethstafeln der Freude vor und in mir empor? Warum taucht mir die Cyklade eines namenloſen, ſtillen Weh's weniger in dem ſtillen Meere der Einſamkeit, als in dem großen Ozean der Geſelligkeit auf? Warum erweckt gerade der Lärm um mich die Stille in mir, und warum athme ich wie in der Taucherglocke deſto beengter, je höher die Fluth des Lebens über meinem Haupte wogt? Warum kann ich keine zwei verſchlungene Arme ſehen, ohne zugleich das Schickſal mitzuſehen, wie es ſie auseinander reißt? Warum kann ich kein Tanz- und Engagementbüchlein ſehen, ohne an das ſchwere Lebensbuch des Jammers zu denken, welches hart auf den Knieen vieler Tauſenden liegt, und in welchem ſie mit geröthetem Auge leſen, und in welchem der herbe Schmerz die Blätter umſchlägt, und in denen ihnen nichts intereſſant iſt, als die Seitenzahl und das erſehnte Ende?! Warum

kann ich nicht hören, daß Jemand sagt: „Mein schönes Fräulein, darf ich Sie um eine Extratour bitten?“ ohne Freund Hain vor mir zu sehen, wie er mit Glasurhandschuhen sich hinstellt, in die dritte Position und und frägt: „Mein schönes Fräulein, darf ich Sie bitten, mit mir den Kehraus zu tanzen?“ Warum kann ich in den vielen Sternen der schönsten Augen dann nichts sehen, als aller Sterne Fundament: das Kreuz, welches dem Leichenwagen vorgetragen wird? So verließ ich auch heute den Ball in wehmüthiger Stimmung, getheilt zwischen dem Schmerz und der Lust des Athems und Existirens, und ich trat hinaus aus dem Lichter- und Schönheitsschimmer in die große Cathedrale der stillen Nacht und die Häuser um mich schienen auch verstimmt mit mir zu gehen und mit ihren halb verschlafenen Fensteraugen mich anzusehen; aber oben, über mir, an der blauen Kuppel der großen Cathedrale war Bal paré. Die Astrallampe des Mondes hieng wie ein goldener Ring in der umgestürzten Saphir-Viole, und der Fackeltanz der Gestirne begann, und in der Mitte des Tanzsaales, in der Milchstraße standen die glänzenden Zuschauer, und die tausend und abermal tausend schimmernden Balldamen zogen und kreiseten und flimmerten durch einander, hie und da stand eine beleuchtete Gruppe wie zum Gespräche zusammen, und alle diese leuchtenden Balldamen schienen auf mich herab zu schauen und funkelnten mir durch den Nonnenschleier der Dunkelheit mit heiligen Blicken tief in das Herz und thaueten ihr mildes Licht wie mütterliche

Tröſtung in meine Bruſt, und jedes irdiſche Weh ſchwieg und jeder unnennbare Schmerz ſchmolz an dieſen niederfließenden Lichtſtrahlen, und das lebende Leben in mir erwachte von ſeinem Schattentode, und ich ſah in ſeliger Luſt empor zu den Sternen allen, und unter allen lachte und lockte und buhlte ein einziges Licht am meiſten — es war die Leier! Und ich erkannte mein Geſchick, die Venus ſenkte ſich abwärts und entzog mir ihr Licht, und nur die himmliſche Leier bleibt mir freundlich an meinem Lebenshorizonte und tönt mit ſüßen Troſt für eingeſargtes Lieben!

Sehnſucht nach meiner einzig Geliebten.

Wie ſehne ich mich nach dir, Du meine Theure! wie ſoll ich dich nennen, Geliebte, Freundin, Genoſſin, Geſpielin, Vertraute, Auserwählte, Seelenhälfte, Herzensich und unzertrennlich Einzige! Wie ſehn' ich mich zurück in deine Arme! wie ſchmerzlich entbehr' ich dich! Holde Freundin, die du ganz allein mein Fühlen und mein Denken verſteheſt und erwiederſt! nur an deinem Buſen iſt Einklang für meine Freude, Mitgefühl mit meinem Leid und Troſt für meine Einſamkeit! Die ſüße Gewohnheit mit dir zu leben, iſt mir Licht und Luft und Athem und Denken. Du haſt meine Jugend mit mir verlebt, du theilteſt meine Wonnen, meine Schmerzen, dir vertraut' ich der Wünſche geheimſtes Trachten, des Herzens dunkelſte Tiefen, des Fühlens zarteſte und geheimſte Gänge. Du zogſt mit mir über Berge und Thäler, du theilteſt meine Erfahrung und meine Anſichten. Dir weihte ich meiner Leyer innigſte Klänge, dir gewidmet waren die Lieder des heiligſten.

Schmerzens, die Lieder beglückter Liebe, die Lieder verſchmähter Empfindung und die Lieder noch verhüllter Trauer. Deine Schönheit, einzig Geliebte, deine üppige Fülle, dein göttlicher Bau, in welchem Kraft und unverwelkliche Jugend den Anmuthsgürtel deiner Glieder ſchwellen, die Tiefe und die Höhe deiner Seele die den Himmel und ſeine Welten und der Seele tiefſten Schacht ergründet; dein Blick, in dem der Sonne Urlicht und des Mondes milder Schein ſich zauberhaft vermählen, der Ton deiner Worte, die Harmonie dieſer Töne, die bald wie Donnerton über Felſenhäupter und bald wie Zephyrs Säuſeln über Harfenſaiten ertönt, alles, alles das hat mein Weſen mit einer ewigen, gluthflammenden Leidenſchaft für dich erfüllt. Wo du nicht biſt, kann ich nicht leben, wo deine Schönheit nicht leuchtet, kann ich nicht athmen, wo deine Glorie nicht angebetet wird, kann ich mich ſelber nicht lieben!

Nur in deinen Armen, einziggeliebte, auserkorne, herrlich blühende deutſche Sprache, nur in deinen Armen iſt mir's wohl und leicht und ſelig zu Muthe! An deiner Bruſt iſt das Leben mir hold und die Liebe und die Freundſchaft! Du allein, deutſche Sprache, Götterweib, ſchön wie das Licht und mild wie die Gottheit, ſtark wie ein Rieſe, und ſanft wie ein Kind, glühend wie die Mittagsſonne und erfriſchend wie der Morgenthau, Du allein, hohe, herrliche Frau, kannſt meine Liebe erwiedern. Du biſt reich im Fühlen wie im Denken, du be-

lohnſt überſchwenglich jene, die in Reinheit dich lieben, beſeligſt die, ſo in heiliger Gluth dich umfaſſen, und erhebſt zu den Sternen die, denen es gelungen, dir ein liebendes Lächeln abzugewinnen!

Einzige, ſüße, ſchwelgeriſche, feuerdurchfluthete Geliebte, Philomele der Sprachen, wie ſehne ich mich nach dir zurück. Nur den ſüßen Saum zu küſſen deines ſterngeſtickten Gewandes iſt Trunkenheit und Entzücken!

Freskovariationen eines zerrütteten Gemüthes über das uralte Thema: Liebe.

Liebe, was biſt du? Liebe, was ſollſt du? Liebe, was giebſt du?

Liebe, was biſt du? du biſt Alles in Allem! du biſt der fortdauernde Brautkuß, mit welchem ſich der himmliſche Theil des Menſchen mit dem irdiſchen verlobt; du biſt das ſelige Auferſtehungsfeſt der Seele aus dem Grabe des Körpers; du biſt die Geneſungsfeier der Gefühle aus dem Starrkrampfe des Daſeyns; du biſt die zeitliche Bürgſchaft ewiger Seligkeit; du biſt der große Geleitſchein in das Land der Unendlichkeit; du biſt die Offenbarung der Gottheit in der Wüſte des Lebens; du biſt die Zwiſchenträgerin des Stoffes und des Geiſtes, die Vermittlerin der Zeit und der Ewigkeit, die Dollmetſcherin zwiſchen namenloſer Sehnſucht und ſüßem Ergeben und die Verſöhnerin des Geſchaffenen mit der Schöpfung.

Liebe, was du biſt? du biſt die Kinderklapper der Jugend und das Spielzeug des Alters! die Seifenblaſe der Phantaſie, der Champagnerſchaum der Leidenſchaft, das Impromptu der Sinnlichkeit, das Maskenſpiel der Begierde, das Intermezzo der Seele, das Feuerwerk des Augenblicks, der Traum eines Titels und der Titel eines Traums; die Fluth des Bluts und die Ebbe des Gehirns; das Schellenſpiel des Herzens; der Popanz der Empfindungen, das Langepufffſpiel der Langweile und das blinde Kuh der Geſelligkeit!

Liebe, was du ſollſt? du ſollſt ſeyn der Engel im Kerker unſers Lebens, du ſollſt ſeyn die Mutter aller Wonnen, die Schweſter der Zärtlichkeit, die Amme der Treue, die Geſpielin der Hoffnung; du ſollſt aus Seufzern und aus Thränen, aus Wünſchen und aus Sehnen weben das Gewebe der ſeligen Wehmuth, der wehmüthigen Seligkeit. Du ſollſt das Auge füllen mit Tropfen der Luſt und die Seele mit Tropfen der Seligkeit, du ſollſt ſtützen das Haupt der Leidenden, ſollſt tröſten das Herz der Verlaſſenen, ſollſt wachen mit dem Schmerze des Einſamen, ſollſt jubeln mit dem Munde des Glücklichen, ſollſt klagen mit der Lippe des Schmerzlichen, ſollſt Tröſtung geben dem Schmerze des Hoffnungsloſen, ſollſt zum Tempel weihen das Herz, das du bewohnſt; ſollſt Wohllaut gießen in die Lippe, die dich beſingt; ſollſt bekränzen mit Glück die Schläfe, die dir huldigt; ſollſt erhellen die Bruſt, die dich beherbergt; ſollſt veredlen den Sinn, der dich erfaßt;

ſollſt beflügeln den ſtummen Blick, der dich trägt; ſollſt unwiderſtehlich machen die Feder, die für dich ſchreibt und ſollſt mit Blüthen der Erhörung und mit Blüthen der Gegenliebe überbauen die Wege der Liebenden!

Liebe, was du ſollſt? du ſollſt ſeyn der Sturzkorb jedes freien Wollens; das Narrenſeil für weiſe Herren, das Naſenzupfen zweibeiniger Gänschen; das Hutſchemännchen alter Gecken, der Vexierſpiegel der Männer, der Toilettenkniff des weiblichen Geſchlechts, die Lichtputze der Leidenſchaft, die Alle-Minutenhandlung des Herzens, der Nothpfenning aller armen Seelen, der Seufzerblasbalg leerer Herzen, der Strohmann eines einſamen Spielers, der Hausmeiſter eines hohlen Kopfes, der Nothnagel hektiſcher Dichter, die Haſpel der einſamen Mädchen und das ätheriſche Futteral irdiſcher Gelüſte!

Liebe, was du giebſt? du giebſt Himmel auf Erden, du giebſt Sonnen in Finſterniſſen, du giebſt Paradieſe in Wüſten, du giebſt Blüthen in Froſt, und Kühlung in Hitze. Du giebſt Thränen dem Auge, Hoffnung dem Herzen, Adel dem Gefühle, Seligkeit der Empfindung, Honig der Sehnſucht, Balſam den Wünſchen, Ausdruck dem Blicke, Feuer den Worten, Troſt dem Bangen, Wohllaut dem Liede, Sieg dem Flehen, Reiz dem Widerſtand, Lockung dem Sträuben, Gluth dem Drängen und Göttlichkeit der Ergebung!

Liebe, was du giebſt? du giebſt Kunkel für Gold, Dornen für Blumen, gemaltes Feuer für Gluthen, Wallungen für Gefühle, Koketterie für Wahrheit, du giebſt Pechſtiefel den Affen, die dir nachſtellen, du giebſt hohle Nüſſe den Kindern, die dich ſuchen, du giebſt Eiferſucht zur Mitgift, Betrug zum Brautgeſchenk und Verrath zum Einwurf, du giebſt den Argwohn zum Thürſteher, das Mißtrauen zur Zofe, die Untreue zur Geſellſchafterin, die Verzweiflung zur Hausbewohnerin und nur den Tod zum Erlöſer!

Lineamente weiblicher Schönheit und Anmuth.

Was haben die armen Philoſophen, die guten Aeſthetiker, die frommen Dichter und die unſchuldigen Denker nicht alles über den Begriff der Schönheit philoſophirt, äſthetiſirt, gedichtet und gedacht! Wie viel Stunden, Wochen und Monden habe ich nicht zugebracht, um das alles zu leſen und zu ſtudieren, ja ich unterfieng mich ſogar einmal ſelbſt über das Weſen der Schönheit nachzudenken, aber, mein Gott, ich war nach dem Allem eben ſo klug wie vorher, das heißt gar nicht klug. Ich nahm den Plato zur Hand und glaubte nun hab' ichs erwiſcht, da begegnete mir ein junges Mädchen mit dem Inſiegel der Gottheit, mit der Schönheit begabt, und alle Begriffe dieſes Sehers des Alterthums zerrannen an dieſem Strahle! Ich habe die neuern Theorien und Schönheitsbrühen zu mir genommen, und ſtand vor einem Bilde da Vinci's und alle jene Erklärungen zerfielen in und neben mir. Ich hatte ſelbſt eine Ode, eine wie ich glaubte recht begeiſterte

Ode an die Schönheit geſchrieben, aber als ich hinaus trat an den Abendhimmel einer blumenbedeckten Landſchaft und dieſe Schöne mit dem himmliſchen Zauber der Natur mich anlachte, da zerſtäubte meine Ode wie eine leere Waſſerſäule um mich, ich konnte die Schönheit empfinden aber nicht begreifen, welches aber um ſie andern zu erklären, durchaus gar nicht nöthig zu ſeyn ſcheint.

Wir wollen uns mit dem allgemeinen Spruch begnügen: „Schön iſt was und wer gefällt," gefallen aber heißt unſerm Weſen zuſagen, es anregen, es befriedigen. Darum hat der Berliner recht, wenn er ſagt: „die Suppe iſt ſchön!" d. h. die Suppe ſagt ſeinem Weſen zu; darum hat der Sachſe recht, wenn er ſagt: „die Kritik iſt ſchön!" ſie regt ihn an. Oft aber gefällt wer nicht ſchön iſt? ſo hör ich viele fragen. Allein das iſt falſch, derjenige, dem das, was wir nicht ſchön nennen, gefällt, der nennt es ſchön, dem iſt es ſchön.

Descartes hat eine ſchielende Perſon geliebt, und er erklärte das Schielen für eine Schönheit! Ernſt Schulze giebt der weißen Roſe den Preis, der bleichſüchtigen weißen Roſe! Gewiſſe Menſchen verſtehen unter ſchön: fett, und andere können ſich die Schönheit nicht anders, als ſo mager wie eine Spitalſuppe denken.

In der Jugend halten wir andere Frauen für ſchön, und

in einem andern Alter nennen wir wieder andere Formen ſchön. Eine nüchterne Phantaſie hat andere Schönheitsbegriffe, und eine kranke oder ſchmachtende Phantaſie wieder oft die entgegengeſetzten. Eben weil die Schönheit ſo vieldeutig, ſo verſchiedenartig iſt, können wir alles was uns gefällt ſchön nennen; wir können ſagen: ein ſchönes Weib, ein ſchönes Pferd, eine ſchöne Pfeife, ein ſchöner Morgen, ein ſchönes Schiff, ein ſchöner Tod, ein ſchöner Elephant u. ſ. w.

Betrachten wir aber das, was man „Anmuth" nennt, und wir ſtehen vor einem geometriſch verſiegeltem Zauberwerke, vor einem Worte, welches kein Denker erklärt, kein Dichter in Töne bringt. Wir ſagen ein anmuthiges Mädchen, aber nie ein anmuthiger Dragoner, ein anmuthiges Häuschen, aber nicht ein anmuthiger Maſtbaum! Liegt alſo der Begriff anmuthig in der Kleinheit? Auch das iſt es nicht, denn wir ſagen auch eine anmuthige Ebene und doch nicht ein anmuthiger Farbentopf, eine anmuthige Stadt aber nicht eine anmuthige Zwiebel. Man ſagt ein anmuthiges Lächeln aber nicht ein anmuthiges Weinen; eine anmuthige Verbeugung aber nicht ein anmuthiges Achſelzucken. Das Weſen der Anmuth iſt alſo auch nicht in der Bewegung oder in dem Ausdruck gegründet.

Alſo daß wir es uns nur geſtehen, wir können das We-

ſen der Anmuth nicht erklären, ſie iſt ein Frauenzimmer, will alſo empfunden, geliebt, angebetet, aber nicht begriffen ſeyn.

So viel iſt gewiß, Schönheit ohne Anmuth iſt ein gemaltes Feuer, eine ſchöne Winterlandſchaft, ein unacceptirter Wechſel u. ſ. w.

Anmuth ohne Schönheit aber iſt ein Magnet, der heimlich aber feſt zieht, ein Glanz, der nicht blendet aber wohlthut, ein Zauber der nicht überaſcht aber beſeligt.

Bei allem Reſpect aber, den wir vor Anmuth und innern Seelenadel, dieſe Wurzelblume der Anmuth haben, können wir nicht läugnen, daß die Schönheit ein Geſchenk der gütigen Götter iſt. Dieſes Geſchenk, Wiegenangebinde und Nadelgeld der gütigen Schöpfung beſteht aus einer ganzen etagére von Dingen als da ſind Augen, Naſe, Kopf, Haare, Zähne, Farbe, Wuchs, Haltung, Mund, Lippen, Ohren, Gebehrde, Füße, Arme u. ſ. w., kurz eine Bijouterie-Waarenhandlung von einzelnen Schönheiten iſt nöthig, bis eine einzige Schönheit comme il faut aus den Händen der ſchaffenden Natur und aus den Händen der umſchaffenden Mütter und Gouvernanten hervorgeht.

Der Schreiber dieſer Zeilen, ein fleißiger Beobachter des ſchönen Geſchlechtes, hat ſich oft und viel mit den abſtrakten

und angewandten Principien der Schönheit bekannt gemacht, und ladet die freundlichen Leserinnen ein, ihn bei einer physiognomischen Musterung der Schönheits-Artikel gefälligst zu begleiten, und mit ihm die Grundreglemente äußerer weiblicher Schönheitstheile zu erforschen.

Die Hauptsache ist wie bei jeder Sache:

Das Haupt.

Das Haupt ist die Citadelle der weiblichen Festung. Hier sind alle Angriffs- und Vertheidigungswaffen vereinigt, die Augen sind die Schußscharten, der Mund die Zugbrücke, und im Kopfe sitzt der Commandant der Vestung: der Verstand, oder die Caprice, oder der Eigensinn oder der Trotz, wer eben das Kommando führt. Also wir fangen bei dem

Kopfe

an. Der Kopf muß oder soll wenigstens eine ovale Gestalt haben. Das Gesicht muß im Verhältnisse zur Gehirnkapsel kleiner und von geringerem Umfange seyn. Die Gehirnkapsel muß schräg gewölbt seyn, eine platte zeigt von beschränktem Verstande.

Die weiblichen Köpfe werden auch noch eingetheilt in Trotz- und Sprudelköpfchen, das sind ganz eigene Schönheiten für besondere Liebhaber.

Das Haar.

Es ist entschieden, daß den Blondinen blondes Haar, und den Brunetten braunes Haar am besten kleidet, wenigstens hat man kein Beispiel vom Gegentheil. Blondes Haar ist edel, fein, aber es deutet auf Leichtsinn, besonders aber auf Wankelmuth. Blonde Frauenzimmer sind gewöhnlich sanguinisch, leicht aufzureizen, leicht zu besänftigen, tanzlustig und geneigt in Moden und Neigungen sehr oft zu wechseln. Schwarze Haare zeigen von heftigen tiefen Leidenschaften; Frauenzimmer mit schwarzen Haaren lieben weniger heftig aber inniger, sie fordern mehr, dafür lieben sie treuer. In der Eifersucht sind die Brünetten gefährlicher als die Blonden. Eine Blonde verläßt den Verräther, eine Brünette rächt sich an ihm. Es ist also am gerathensten, man liebt erst eine Blonde, nachher eine Brünette. Frauenzimmer mit rothen Haaren besitzen die tiefste Empfindung und das edelste Herz, jedoch in der Liebe sind sie sehr vorsichtig. Kastanienbraunes Haar ist etwas sinnlichen und erregten Gemüthes. Was den Haarwuchs um die Stirne herum betrifft, so sagt Winkelmann, er ist nur dann schön, wenn er rund bis über die Schläfe geht. Die anmuthigste und natürlichste Art, das Haar zu tragen, ist dem Wuchse zu folgen, in allen abwärtsfallenden Formen; alle niederwallende Locken verschönern das Antlitz, veredeln es. Die jetzige Art à la chinoise zu sehen, ist eckelhaft, als ob sich ihr Haar sträubte! Man kann eine solche Chinesen-Frisur nicht sehen ohne an einen Bund Spar-

gel zu denken, oder — — an den Scharfrichter, der den Schopf ſchon für ſich gehandhabt findet.

Die Stirne iſt der Sitz der Vernunft, natürlich wenn etwas da iſt, was ſich ſetzen kann; wo nicht, da bleibt der Sitz ledig, bei dem weiblichen Geſchlecht hat das nicht ſoviel zu ſagen. Die Stirne muß ſich in einer ſanft geſenkten Linie unter der Naſe verbinden, das iſt der Grundzug des griechiſchen Profils, im Südlichen mehr als im Nördlichen zu treffen. Sie muß auch ein Normal-Maaß haben, das heißt, von ihrem obern Theile bis zum Kinn herab, den Drittheil der Geſichtslänge haben. Eine zu ſehr weibliche Stirne verräth Keckheit und den männlichen Trotz, eine ganz ſchmale Stirne iſt ein Zeichen, daß die Vernunft ſich auf ihrem Sitz nicht breit macht. —

Das Auge.

Der göttlichſte, zarteſte, erhabenſte Theil iſt das Auge! das Organ des feinſten ätheriſchten Stoffes des Lichtes! und nun gar ein Frauen-Auge! der Spiegel der Welt und der Seele! der Verräther und Vertraute aller Gefühle! der Beobachter und der Bothſchafter geheimer Wünſche! der Dollmetſcher und der Telegraph ſtummer Empfindungen! das Auge winkt, bittet, droht, fleht, ſchmachtet, trotzt, belebt, zerſchmettert, erheitert, vernichtet alles mit einem Blick! Das Auge iſt Zeuge der Schuld und Unſchuld, Parthei und Richter, An-

walt und Ankläger zugleich! das Auge ſprüht Zorn, Haß, Liebe, Verachtung, Mitleid, Muth, Rache, Beſcheidenheit, Groll, Mißtrauen, Wohlwollen, alles in einem Strahle! Die Augen ſind alſo die Lichtträger aller Empfindungen, und ein Hauptbeſtandtheil der weiblichen Schönheit. Die Farbe iſt das erſte, was ſich uns darbietet. Schwarze und blaue Augen theilen ſich in die Huldigung der Männer und der Dichter, und die grauen und braunen finden nicht minder ihre Anbeter. Büffon beweiſ't, daß die ſchwarzen Augen eigentlich dunkelpommeranzenfarbig und die blauen gelbpommeranzenfarbig ſind. Es iſt ſchrecklich, daß Büffon uns ſo enttäuſchen will. Ich glaub' es nicht, ich ſage es ſind ſchwarze und blaue Augen. Welchen ich den Vorzug gebe? ach, ich liebe alle Augen! das heißt alle ſchönen Augen, aber ich meine:

Bei dem Becher ſchwarze Augen,
Doch am Fenſter blaue taugen;
Für's Begehren ſchwarze Augen,
Doch zum Lieben blaue taugen;
Für den Scharfſinn ſchwarze Augen,
Doch für Sanftmuth blaue taugen;
Auf dem Balle ſchwarze Augen,
Doch im Stübchen blaue taugen;
Für die Ode ſchwarze Augen,
Doch für's Liedchen blaue taugen;
Für den Krieger ſchwarze Augen,

Doch für Schäfer blaue taugen;
Für den Dichter alle Augen,
Schwarze, blaue, braune taugen,
Wenn der Dichter nur will taugen
Schwarzen, blauen, braunen Augen!

Weit mehr als die Farbe trägt die Größe des Auges und und ſeine verlängerte Form zu ſeiner Schönheit bei. Die Augen dürfen weder durch zu vieles Abſtechen noch durch zu nahes Aneinandertreten ihr harmoniſches Verhältniß aufheben. Die Augenbraunen müſſen ſchön hochgewölbt ſeyn und dürfen über der Naſe nicht zuſammenlaufen, ſonſt verdüſtert es den Blick, und überwölkt den Himmel des Auges. Die Augenlieder müſſen ſanft gebogen ſeyn und lange Wimpern ſind ein unausſprechlicher Reiz, ſie machen den Blick ſanfter und beſcheidener.

Das Ohr

iſt auch kein unbedeutender Theil in der Rüſtkammer der Schönheit; die Ohren dürfen nicht groß ſeyn, eyrund ſich geſtalten und eine gleichmäßige Einfaſſung haben. Die Frauenzimmer haben alſo ſehr darauf zu ſehen, die Ohren nicht durch ſchwere Gehänge auszudehnen. Uebrigens iſt das weibliche Ohr viel zarter und feiner gebaut als das männliche, daher auch ihre Neugierde, ihr Horchen und ihr Lauern kommen mag.

Die Naſe

jedoch iſt der große Anfangsbuchſtabe im Schönheitskapitel. Die Naſe iſt auch dasjenige beliebte Organ, bei dem uns die Frauen ſo gerne ſpazieren führen. Es giebt Adlernaſen und Habichtsnaſen, römiſche, griechiſche und junoniſche Naſen, Spitznäschen und Stumpfnäschen u. ſ. w., am allerſeltenſten ſind die ſogenannten feinen Naſen! Wenn die Naſe ſchön genannt werden ſoll, muß ſie ihrer Form nach gerade und einfach ſeyn, und mit ihrer Grundfläche einen leichtbemerkbaren deutlich ausgedrückten Winkel machen.

Der Mund.

Dieſe Pforte der Weisheit und Thorheit, das ſüße Werkzeug der Rede und des Kußes! Es dürfen ſeine Einſchnitte nicht viel länger als die Breite der Naſe ſeyn, wenn er ſchön heiſſen ſoll. Dicke Lippen und ein großer Mund ſind häßlich und zeigen auf Sinnlichkeit; eine herrſchende Oberlippe iſt zart und fein, aber ſie deutet auf Charakterſchwache, eine hervorragende Unterlippe deutet auf einige Roheit. Jedoch muß die Unterlippe etwas voller und runder ſeyn als die Oberlippe. Aber Sinn, Gefühl und Liebe wohnen in der Oberlippe, Stolz und Zorn krümmen ſie, Einheit ſpitzt ſie, Güte und Wohlwollen ründet und Ausſchweifung erſchlafft ſie. Zur vollkommenen Schönheit des Mundes gehören kleine, gleichförmig gegründete, weiße Zähne. Wenn ein Frauenzimmer nicht viel lacht, ſo hat ſie dergleichen wohl nicht.

Wange und Kinn.

Fülle und Rundung iſt bei allen Organen des weiblichen Körpers vorherrſchend, ſo muß auch die Wange voll, zart und rund ſeyn. Eine glückliche Miſchung von Weiß und Roth giebt den Wangen die mannigfachen Nüancen des ſchönen Kolorits. Ueberraſchung, Zorn, Scham, Liebe u. ſ. w. machen und erregen eine beſondere Abwechslung in dieſen feinen Schattirungen von Purpur, weiß und roth, und bringen einen unbeſchreiblichen Zauber hervor. Schande, Furcht und Schuld machen Erblaßen. Das Erröthen iſt die Livre der Tugend, die Viſitenkarte der Unſchuld, das Siegel der Reinheit. Ein Grübchen in der Wange, ſo als ob ein kleiner Amor mit dem kleinen Finger es hingedrückt hätte, iſt ein Liebreiz mehr, und in einem ſolchen Grübchen ſind ſchon große Philoſophen gefangen worden. Ein ſolches Grübchen iſt die eigenhändige Unterſchrift der Schelmerei und man hat doppelt Urſache auf ſeiner Hut zu ſeyn, wo es uns anlockt.

Ein ſchönes Kinn muß rund und eben ſo eines muß ſich allmählig und ſanft abrunden. Jede geſpitzte Form zeigt von Härte und Männlichkeit.

Der Hals.

An den verſchiedenen Biegungen des Halſes drücken ſich Feinheit, Muth, Weichheit, Sanftmuth und Würde aus. Ein ſchöner Hals, gewöhnlich die Morgengabe der Natur an groſ-

ſen, ſchlanken Frauenzimmern muß nicht zu kurz ſeyn, hinreichend voll, jedoch nicht dick, und muß unmerklich in ſchönen Wellenlinien in Kopf und Bruſt übergehen, bei dem letztern Uebergange muß er noch durch ſchöne Schultern wohlwollend unterſtützt werden.

Taille.

Wenn der Schneider ſchon völlig das ſeinige gethan hat, ſo ſcheint es doch nicht ganz überflüßig, wenn die Natur auch etwas zu einer ſchönen Taille beiträgt. Dazu gehören leichte und harmoniſche Gliedmaſſen, die leichte und geſchmeidige Bewegungen erlauben und hervorbringen. Der Leib muß ſchlank, nicht hervorſtehend, und nicht hängend ſeyn, und runder als der männliche.

Hand und Fuß.

Eine jede Sache muß Hand und Fuß haben, alſo auch die Schönheit, das heißt eine ſchöne Hand und einen ſchönen Fuß. Die Schönheit der Hand beſteht in einer zarten Rundung, mit kaum merklich geſenkten Spuren, nach Art ſanfter Beſchattung über die Knöchel der Finger, wo auf allen Händen Grübchen ſind. Die Finger wohl geformt und ſpitz zulaufend. Die Arme rein in den Umriſſen, fließen rund und voll in der Form. Ein ſchöner Fuß, mit dem in Deutſchland die Natur ſehr karg iſt, muß klein ſeyn, in ſeinem Umkreiſe ſich der Form der Elkipſe nähern, eine etwas hohe Wölbung

haben, und bei dem Knöchel ſchlank, in pyramidaliſcher Wölbung ſich in die unſichtbaren Regionen erheben.

Ein ſchöner Fuß iſt die Baſis der weiblichen Schönheit.

So viel über die Schönheit der Frauen, über die Anmuth und das Geheimniß der Toilette nächſtens mehr.

Csákány und Tambura

oder:

die geiſtige Abendmuſik.

(Eine ungariſche Novelle.)

Die Wipfel der hohen Bäume des Moorer Waldes brannten und glühten an ihren Spitzen im Purpurrothe der Abendſonne, große Schatten lagerten ſich wie Rieſenſchlangen um die fortlaufenden Wurzelranken der hundertjährigen Stämme, und die Vögelſtimmen wurden immer ſeltener und einzelner, als ich aus dem Walde heraus in die Ebene trat, in welcher Moor, ein kleiner artiger Marktflecken, in feierlicher Abendruhe lag. Die Erde ſchien noch von dem Flammenkuſſe des Tages erglüht, ſich nach der Kühle des Abends zu ſehnen, und ſank, wie aus einer zärtlichen Umarmung, matt in die ſchattigen Arme des Abends.

Links lag der Csókaberg, auf den Bäumen am Gipfel des Berges eilte der Lichttritt des entſchwindenden Tages hin,

daß ſie ſich ſchauerlich bückten, und wie geläutert in Goldſchimmer leiſe wogten.

Ich bog links ab, und ſchritt am Fuße des Berges, welcher von dem fruchtbaren Traubenmantel der Weingärten halb überdeckt war, raſch vorwärts; von ferne trieb der Schäfer ſeine Heerde heim, und eine Schaar Schnitterinnen, in lieblicher Landestracht zogen munter ſchäkernd vorüber.

Am Ende des Berges, dort wo bei dem Dorfe Csóka der Berg eine Schlucht bildet, und die Ruinen des Schloſſes Csókakev mahnend an die verfallene Größe der Zeit, bedeutſam düſter in's Thal herunterſchaut, liegen einige kleine Häuschen in Tannen und Linden verſteckt.

An einem dieſer Häuschen war eine Stange ausgeſteckt, mit grünen und rothen Bändern und einem Reiſerkranz, ein Zeichen, daß hier ein Gaſt- oder Wirthshaus ſeye, und vor dem roth angeſtrichenen Häuschen tummelte ſich eine rüſtige Dirne herum, der Kleidung und den ſchlicht aufgewickelten Zöpfen nach zu ſchließen, die Fogádós Leáni (die Kellnerin.)

Das Häuschen lag ſo freundlich da, man hatte zugleich die Anſicht des Berges und des Thales von der Hausflur, und ich beſchloß, da einzukehren.

Jutká, die flinke Kellnerin, mit zwei ſchwarzen Nationalaugen und jenem tiefrothen Teint, den die panoniſche Sonne ihren Töchtern giebt, ſprang mir mit einem freundlichen Gruße entgegen, nahm mir mein kleines Felleiſen ab, trug es ſammt Mantel und Stock hinein ins Zimmer, und ich ließ mir ein Glas guten Moorer-Wein auf einen Tiſch vor dem Hauſe hinſetzen.

Die Gegend war bereits ſtill und halbdunkel geworden. Auf dem einen Abhange des Csókaberges, der die Ausſicht auf Stuhlweiſſenburg hat, lagen zwei kleine, aber allem Anſcheine nach unbewohnte Häuschen, von einigen hohen Pappeln umfriedet. Die Fenſterläden waren zu, und auf den Sitzplätzen am Hauſe wuchs hohes Riedgras. Eine dichte Allee, welche die etwa fünfhundert Schritte auseinander liegenden Häuschen verband, ſchien ſchon lange von keinem menſchlichen Fuße betreten worden zu ſeyn, denn der Weg war ganz verwildert und von Unkraut überwuchert.

Es war etwas Freundliches und doch etwas Unheimliches in dem Anblicke dieſer zwei Häuschen, die ſich gegenſeitig wie wehmüthig zu betrachten ſchienen; man ſah, daß ſie zuſammengehörten und doch ſchmerzlich auseinander ſtanden. Ich war eben in Nachdenken darüber verſunken, als die Glocken der umliegenden Dörfer acht Uhr läuteten. Von Moor tönte es hell und rein herüber, auch von Csurgó und von Csikwár

trug die ſtille Abendluft die lautern Glockentöne herüber, und der Pincés (der Kellner) des kleinen Wirthshäuschens kam heraus und zog die Glocke, die nach Landesgebrauch auf einer einfachen Stange vor dem Hauſe aufgerichtet war, nahm den runden langgekrempten Hut vom Haupte, faltete die Hände und kniete vor dem allda aufgerichteten Kreuze zur Andacht nieder. Bald darauf kamen aus allen naheliegenden Häuſern die Bauernmädchen heran und knieten auf den Raſen nieder und falteten andächtig ſchweigend die Hände. Die Glocken hatten längſt ausgetönt, nur der Nachhall zog leiſe verſummend wie einſchlafende Gedanken, durch die unbewegte Abendluft hin, die Mädchen aber blieben kniend und mit gefalteten Händen liegen, und alle ſahen ſie unverwandt nach den beiden unbewohnten Häuschen hin, und ſchienen erwartend aufzuhorchen und hielten den Odem an und lauſchten hinüber. Da, als das letzte Echo der Glockentöne im Aether verbebte, da fing ein leiſer Ton an aus dem einen Häuschen herauszutönen, erſt kaum hörbar, dann immer lauter und lauter, und es war ein ganz eigener wehmüthiger Ton, wie einer Saite mit matter Hand ſchmerzlich entlockt, und ſehnſüchtig auffordernd und mahnend, und wiederum hinſterbend und doch beglückt. Bald darauf, wie aufgeregt von dieſen Tönen, erklang aus dem andern Häuschen gegenüber ein wunderſamer, klagender Laut; es waren ſchmerzlich geſchliffene Töne, wie aus zuckendem Herzen ausgehaucht, gleichſam Antwortgebend auf die klagende Anfrage jenes Tons, ſo wie die italieniſchen Gon-

doliers ihre Wechſelgeſänge auf den ſtillen Fluthen aus dem Dunkel der Nacht erſchallen laſſen.

Immer weicher, immer vorwerfender, immer dringender erklang es nun aus dem einen Häuschen, und die antwortenden Töne verſchmolzen immer nachgiebiger, immer frommer, immer beſchwichtigender. Es war ein grauenhaft geiſterartiges Wechſeltönen, bald ſchienen ſich die Laute ſuchend zu nahen, ſich zu finden und beglückt in die Arme zu fallen und zu vermiſchen, bald riſſen ſie ſich, wie plötzlich erwachend, von einander los, entfernten ſich, indem ſie doch ſehnſüchtig ſich nach einander umblickten, ſtürzten wieder zuſammen, bis ein ſchmerzlicher, lebenslaſſender Accord einfiel, und die Töne ſchneidend abriß.

Die Mädchen hatten alle das Haupt geſenkt, als es ſtille war, kreuzten ſie ſich noch dreimal vor Stirne, Augen und Bruſt, und ſtanden faſt noch furchtſam und ſcheu auf.

Indeſſen war die Halbſichel des Mondes wie eine blaſſe Wange über den Berg hervorgetreten, und eine magiſche Beleuchtung füllte das Thalbecken mit weißlichem Schimmer.

Ich war von dem räthſelhaften Tonſpiele innig ergriffen, Neugierde und geheimer Schauer belebten mich, und ich fragte

die wieder geschäftige Jutká um die Bedeutung dieser unbegreiflichen Abendmusik.

Die schwarzäugige Kellnerin winkte ein Mädchen aus dem Kreise herbei, indem sie sagte, diese würde mir gerne den erwünschten Aufschluß geben, sie seye die Tochter des Notars von Moor, und war selbst eine Freundin der gottseligen Illana. Verschämt, aber freundlich trat diese heran, setzte sich zu mir nieder, und während der Halbmond gleichsam wie lauschend heraufzog, und sein mattes Silberlicht die Berge mit weissen Schleiern umwickelte, und die zwei Häuschen mit einem milden Schimmer übergoß, erzählte mir Palanka, die Notarstochter, folgendes:

Es sind noch nicht zwei Jahre, da wurden diese Häuschen von zwei Familien bewohnt, welche von der innigsten Eintracht und Liebe umschlungen, nur eine einzige zu bilden schienen. Dugowich, ein wohlhabender Winzer, seit mehreren Jahren Wittwer, bewohnte mit seinem Sohne Andor das eine Häuschen, und in dem andern lebte der Edelherr Barankay mit seiner Frau und seiner einzigen Tochter Illana.

Illana war schön und frisch wie das Morgenroth, wenn es hervortritt von dem Gipfel des Csókágebirges; sie war schlank wie die Tanne des Bakanyer Waldes, ihre schwarzen großen Augen glühten wie die Traubenkörner in den Wein-

gärten von Villany; ihre Lippen waren voll und roth wie die Kirſchen aus Vesprèm, und wenn ſie ſprach, tönte es ſo klar und fromm, und drang in das Herz wie die Glöcklein der Mutter-Gottes-Kapelle im Geſundbrunnen zu Budáik. Das ſchwarze Haar, in üppiger Fülle, wie das Banater Getraide, ſchlang ſich in zwei langen Flechten, mit rothen und weiſſen Bändern durchflochten, auf ihren beiden Schultern bis an das Knie herunter, und das ſchwarze Mieder mit rothem Latz und Saum ſaß wie angegoſſen um den ſchmucken Leib. Dabei war Illana ſanft wie ein Lamm des Thales, ihr Blick war mild wie Morgen-Erdbeer, und all' ihr Weſen fromm, fleißig und ſtill wie ein klöſterliches Mägdlein.

Aber auch Andor galt für einen der ſchönſten Burſchen im Comitat; hoch und ſtark, mit blitzendem Auge und aufgeworfenen friſchen Lippen, muthig und doch nachgiebig, munter und rüſtig; er war die Freude ſeiner Umgebung.

Dugowich und Barankay hatten von zarter Jugend an ihre Kinder für einander beſtimmt. Sie liebten ſich ſchon von Kindheit an, und man ſah ſie ſtets wie Schweſter und Bruder beiſammen. Wenn ſie des Sonntags früh nach Moor in die Kirche giengen, da hieß es ringsherum nur: das ſchöne Paar vom Csókáberg; war irgendwo in einem Dorfe der Umgegend Böcs (Jahrmarkt), ſo zogen Illana und Andor zuſammen dahin, und an Feiertagen Abends tanzten nur Illana

und Andor zuſammen unter den großen Linden des Wirthshauſes in Csóka.

Oft noch ſpät am Abende ſaßen die zwei Familien beiſammen vor ihren Häuschen, Illana nahm die Tambura zur Hand, und ſang ein Nationallied, begleitete es mit den Saitentönen der einfachen Tambura, und Andor nahm ſeinen Csákány (den flötenartigen Kreuzſtock, „Tſchakan" genannt), und begleitete den Geſang und das Spiel Illana's mit den einfachen, aber vollen Lauten dieſes unvollkommenen Inſtrumentes.

So wuchſen die beiden Liebenden heran, und als Illana 17 und Andor 23 Jahre alt waren, als Barankay ſah, daß Andor alle Abend kam, und dem in Ungarn ſo üblichen und beliebten Ablakazni (Fenſterlen) nachgieng, d. h. daß er alle Abend vor das Fenſter Illana's kam, um durch Geſang und Muſik und Geſpräch ſie wach zu halten und an's Fenſter zu locken; da wurden Illana und Andor verlobt, und die Hochzeit wurde auf das nächſte Oſterfeſt anberaumt.

Es war ein düſterer Novemberabend, der Regen ſtrömte in ſtarken Güſſen hernieder, die Gipfel des Berges waren in ſchwarzes Gewölk gehüllt, der Sturm durchraſ'te das Thal und die Bergſchlucht, der Donner rollte faſt unaufhörlich zwiſchen flammenden Blitzen fort. Bei Barankay ſaßen beide

Familien im wohlverwahrten Zimmer beiſammen, Illana ſchmiegte ſich an Andor an, und die beiden Alten ſchüttelten beſorglich das Haupt ob des in ſo ſpäter Jahreszeit ungewöhnlichen Ungewitters. Wie es bei ſolchen Fällen in Ungarn üblich iſt, wurde die Bibel auf den Tiſch gelegt, und das Kapitel der Sündfluth aufgeſchlagen, und vor dem Muttergottesbilde kniete die fromme Frau von Barankay.

Da klopfte es heftig an die Hausthüre. Barankay ging hinaus, um aufzumachen, und ein Fremder, ein Reiſender, der durch die Schönheit des Gebirges verlockt, von der Landſtraße abwich, und den das ſchreckbare Gewitter hier überfiel, forderte gaſtliche Nachtherberge.

Der Fremde wurde mit all' jener Herzlichkeit und jener Gaſtfreundſchaft aufgenommen, die in Ungarn vom Pallaſte bis in die Hütte einheimiſch iſt. Illana nahm ihm mit geſchäftiger Freundlichkeit den regenſchweren Mantel ab, während Andor ſeinen tropfenden Hut abſchüttelte und ihn bei Seite legte.

Der Fremde ſchien ein Mann zwiſchen vierzig und fünfzig zu ſeyn. Groß und hager, mit gebräunten Geſichtszügen, und langen, ſtark herabgezogenen, ſchwarzen Augenbraunen; hinter dieſen blitzten zwei große Augen hervor, deren Blick einen unheimlich funkelnden Glanz hatten und die unſtät her-

umirrten. Die rechte Hand hatte er feſt zuſammengeballt auf der Bruſt liegen, als ob er ſie gar nie von da wegnehmen könnte, und die linke fuhr zuweilen krampfartig über die beiden buſchigten Augen hin. Illana verſicherte ſpäter, daß ſie immer innerlich zuſammenſchreckte, wenn ſie ein blutiger Blick (wie ſie ſich ausdrückte) des Fremden traf.

Dieſer hatte indeſſen auf Einladung Barenkay's am Tiſche Platz genommen, und auf die freundlichen Worte der Hausbewohner nur zerſtreut und einſylbig geantwortet. Das Gewitter war inzwiſchen vorübergezogen, nur in den fernen Bergen grollte noch der verhallende Donner fort, als ob er im Entfernen noch zurückzürnte; die Bäume rauſchten wieder milder auf, wie dem Schöpfer dankend, daß ſein Zorn gnädig ob ihren Zweigen vorübergieng. Illana's Furcht war verſchwunden, ſie tummelte wieder fröhlich um den Tiſch herum, und füllte dem ſonderbaren Gaſte das Glas mit dem edlen Safte des feurigen Bodotſchaner, kredenzte es ihm nach Landesweiſe, indem ſie es an die Lippen ſetzte, und es ihm mit einem „egeségre!“ (zum Wohlſeyn) zutrank.

Bald darauf nahm ſie ihre Tambura zur Hand, und begann eine nationale Weiſe anzuſtimmen. Der Charakter der ungariſchen Nationallieder, Nationalgeſänge und Nationalmuſik iſt faſt durchgehends eine tiefe Wehmuth, eine tiefe Klage, ein durchgehend ſchmerzliches Weh. Selbſt in den tollſten

Tanzmuſiken ertönt zuweilen ein bitterer, herzzerreißender, oder ein tieftklagender Laut. Selbſt der Czigány (Zigeuner), der in Ungarn ausſchließlich Muſik treibt, und mit ſeiner Geige im Lande herumzieht, füllt ſeine improviſirte Aufſpielerei mit einer unerklärbar elegiſchen Weiſe; es ſind immer Töne eines heimlichen Weh's, einer ſehnſüchtigen Betrübniß, eines unnennbaren Weh's, welches ſie aus den Saiten wunderſam, langſam gedehnt herausziehen. Wer den ungariſchen Naturaliſten Bihary-Czigány auf ſeiner Violine ſpielen hörte, der wird ihn unwillkührlich mit Paganini vergleichen und geſtehen, daß ſeine Eigenthümlichkeit, die ganz beſondere tieftraurige Weiſe, die ſchmelzenden und ſeelenerſchütternden Accorde ſeines Spiels, und dieſe jedem Tone inwohnende zauberhaftige Wehmuth, von Paganini nie erreicht worden iſt. Wenn Bihary ſeinen Rákoczy aufgeigte, entlockte er ſeiner kleinen, unanſehnlichen, braunen Geige ein ganzes Geiſterreich von ſchauerlichen, tieferſchütternden Klängen. Eine Schattenwelt voll Trauergeſtalten entquoll ſeinen Saiten, das Herz wurde ſüßſchmerzlich ergriffen, und das auf eine wonnevolle Weiſe verletzte Ohr trank mit behaglichem Schauer die unheimlichen Gänge und Springe des kühnen und verwegenen Geigers. Zuweilen machte Bihary inzwiſchen einen tüchtigen Zug Wein aus ſeiner, ihm an der Seite hängenden Csutara (ein ſchlauchartiges Weingefäß), und die umſtehende Menge rief gewöhnlich „hármat danzunk!“ (tanzen wir ihn zum drittenmal), — ein Ausruf, den die ungariſchen Tanzpaare gewöhnlich im

größten Enthusiasmus ausrufen, wenn sie, ohne abzusetzen, einen Tanz zum drittenmal beginnen, — und Bihary varirte nun seinen Rákoczy mit neuen wehmüthigen und hinreissenden Weisen.

Auch Illana's Spiel auf der Tambura trug den melancholischen Charakter der Nationalmusik an sich, und als Andor seinen Csákány (Flötenstock) ergriffen und in ihre Töne begleitend einfiel, war es, als ob zwei Nachtigallen aus wundgesungener Kehle einander ihre Klagen und Leiden zusängen und zuflöteten.

Der Fremde schien heftig bewegt aufzulauschen. Er drückte die linke Hand immer fester auf das Herz, und die rechte lag über den glühenden Augen. Zuweilen griff er hastig nach dem Glase, als ob er den Inhalt desselben ganz ausstürzen wollte, und setzte es, nachdem er es an den Mund gebracht, ungeleert wieder nieder.

Plötzlich sprang er auf, sagte, er müsse morgen frühe schon in Totis seyn, nahm ungestüm Mantel und Hut, dankte den Hauseigenthümern für die gewährte Gastfreundschaft, und bat Illana, ein kleines Packet Musikalien, welches er aus seinem Mantelsacke nahm, zum Dank für ihr schönes Saitenspiel anzunehmen. Nur zögernd nahm Illana das Heft aus der Hand des seltsamen Gastes, der bereits aus der Thüre

war, und raſch über den Wieſenplatz vor dem Hauſe hinſchritt; nach einiger Zeit ſahen ſie ſeinen dahinwehenden Mantel noch auf dem Gipfel des Berges dahinflattern, und ſich in das Dunkel der hohen Bäume verlieren.

Am andern Abend ſaßen die beiden Familien wieder bei Barankay beiſammen. Es wurde des ſonderbaren Gaſtes von geſtern gedacht, und ſein Packet Muſikalien herbeigeholt. Es enthielt ein ganzes Bunterlei an Noten und Muſikalien: Tänze, Lieder, Abendmuſiken, Jägerweiſen, Märſche, ſpaniſche und italieniſche Volksarien, Schweizer-Kuhreigen, ſchottiſche Lieder; zu ihrer Freude ſah Illana, daß Alles für den Csákány und für die Tambura geſetzt war. Sie blätterte hin und her, und blieb endlich bei einem nationellen „Todtenmarſch," wie von einer heimlichen Kraft angezogen, ſtehen.

Sie und Andor nahmen nun die Blätter vor und fiengen an zu ſpielen. Gleich bei den erſten Accorden überraſchte Illana der bizarre Reichthum und die phantaſtiſche Fülle der Compoſition. Andor hielt gleichſam erſchreckt inne, und folgte doch wieder wie unwiderſtehlich angetrieben dem Spiele Illana's. Die beiden Familien theilten das Grauen, welches die erſten Töne dieſes Stückes hervorbrachten. Illana war unheimlich bewegt; eine Melodie, die ſich ernſt, finſter, majeſtätiſch-entſetzlich aus den Saiten drängte, erſchütterte ſie, daß ſie erbleichte, und kalte Thränen rollten über ihre blaſſen

Wangen herab, und ſie mußte einen Augenblick innehalten, um auszuruhen. Andors Csákány ertönte auch nur in unſichern, ſchwankenden und traurig bebenden Tönen; und die Eltern lauſchten ſtill und bange dieſen dunkel ergreifenden Wechſeltönen. Illana fuhr fort, und ihre Tambura erſcholl nun wieder in langgehaltenen, klagenden und ſchmerzlichen Accorden, wie die Aeolsharfe, wenn auf dem Gipfel entfernter Berge ein durchwehender Seufzer des Abendwindes ertönt; bald aber auch waren es wieder ſchnelle, wie im Fieberfroſte zitternde Saitenſchwingungen, und in einer gräßlichen Bizarrerie war es bald, als ob den Saiten ein dämoniſches Lachen entſchalle; bald als ob ein Schluchzen des tiefſten Wehes gehört würde; bald als ob eine Glocke zum letzten Gange riefe, und bald als ob ein Streit zerfallener Echo's in gellendem Spott und in langgeſchliffenen Schmerz-Refrains ringsum ertönte. Nur mit faſt übermenſchlicher Kraft konnte Illana bis zu Ende ſpielen, während Andor wie von einem wilden Gelüſte angetrieben auf dem Csákány in eben ſo abſonderlichen Miſchklängen von toller Luſt und ſchneidendem Weh ihrem Spiele folgte; die Tambura entſank ihrer Hand, ſie war erſchöpft. Andor zitterte wie unter der Macht eines übermenſchlichen Schreckens. Die Alten ſegneten ihre Kinder, und der Abſchied der beiden Familien war ſtill, ſchauerlich, eiſig und finſter.

Dennoch kamen ſie alle Abend wieder zuſammen, und im-

mer war es wieder dieſer „Todtenmarſch," den Illana zur Hand nahm, um ihn zu ſpielen. Selbſt Andor ſchien ſich zwar zu entſetzen, aber dennoch liebte er ihn auf eine unbegreifliche Weiſe. Die Eltern ſuchten vergebens ihre Kinder von dieſer grauenhaften und geſpenſtiſchen Compoſition abzuleiten, es half nichts, und zuletzt hörten ſie ſelbſt gerne dieſes Gemiſch von geiſtiger Wolluſt und Pein, dieſes grauenvolle, räthſelhafte Tongemälde voll Schauer und Luſt, voll Entſetzen und Süßigkeit.

So erklang jeden Abend in einem der beiden Häuschen dieſe unſelige Muſik, und eine unendliche, tiefe Traurigkeit niſtete ſich mit jedem Tage tiefer in beide Familien ein, und umnachtete ſie mit ihren ſchattenvollen Fittigen.

So war der Abend von St. Nikolas herangekommen; er wurde im Dorfe Csóka gefeiert. Im großen Gerichtszimmer des Kisbiro (Kleinrichter) wurde getanzt, und der Preis eines Németh-Tanzes (eines Walzers), war ein Lamm mit Bändern verziert. Das Paar, welches den Preis erhalten wollte, mußte zu walzen anfangen, wenn die kleinen St. Nikolas-Kerzen angezündet werden, und durfte nicht eher aufhören, bis ſie herabgebrannt waren. Man mußte eben ſo leicht und ſchlank als ſtark ſeyn, um zu ſiegen.

Illana und Andor errangen den Preis; das mit Bändern

geſchmückte Lamm wurde unter Muſik und Tuſch vor ihnen her im Saale herumgeführt, und ſie von der ganzen Dorfju-gend mit Muſik bis zu ihrem Häuschen nach Hauſe begleitet.

Acht Tage darauf bedeckte der kleine Kirchhof zu Csóka die jugendliche Hülle Illana's.

Illana's plötzlicher Tod erſchütterte beide Familien aufs Entſetzlichſte. Andor glich einer Bildſäule, ſtarr und regungs-los ſaß er am andern Tage auf dem Raſenſitze vor ſeinem Hauſe, und ſah unbeweglich die Allee hinab, welche beide Häu-ſer verband, und durch die Illana alle Abend herunter kam. Vergebens waren alle Troſtworte der ſelbſt tiefbekümmerten Eltern; vergebens die heißen Thränen der zärtlichen Mutter. Er ſaß vor der Thüre und ſtarrte in die Allee hinab.

Nach und nach zog der Abend ſeine dunkeln Vorhänge wie Gardinen um die Bergſäulen, die Felſenglieder hüllten ſich immer mehr und mehr in den Mantel der Finſterniß, und alles Leben verſtummte ringsherum. Von der Thurmſpitze in Csóka tönte die Glocke acht Uhr. — Da tönte es von Illana's Schlafgemach herüber durch die Nacht und die Stille wie der wohlbekannte, ſchmerzliche Saitenton der Tambura, die dort an der Wand hieng, und die ſonderbaren Klänge des Todten-marſches zitterten herüber und ſchienen Andor heftig, klagend und vorwerfend aufzufordern, mit ſeinem Csákány die ge-

wohnte Weiſe zu begleiten. Andor horchte mit wollüſtigem Grauen den geiſterartigen Tönen, und er erhob ſich mechaniſch und flüſterte wie heimlich beſchwichtigend: „ſogleich, meine Illana!“ nnd holte ſeinen Csákány und begleitete das ſchauerliche Spiel der Tambura, und der entſetzliche, geſpenſtige Todtenmarſch ertönte nun vollkommen, und Illana's Tambura ſetzte das unſichtbare Geiſterſpiel fort, und immer überirdiſcher, immer ätheriſcher wurden die leiſen Schwingungeh der entkörperten Saiten. Andor hielt oft inne, ſeine Lippen regten ſich leiſe, und es war, als ob er ſagen wollte: „fahre fort, liebe Illana.“

Eilf Abende lang wiederholte ſich daſſelbe unheimliche, grauenhafte Schauſpiel. Wenn der achte Glockenſchlag von der Dorfuhr ertönte, da begann die Tambura die dämoniſchen Weiſen des Todtenmarſches auszuhauchen, und in zerreiſſenden, flehenden, begehrenden, beſchwörenden und lockenden Accorden zu Andor hinüber zu klingen und zu ſingen, und Andor ergriff ſeinen Csákány und ſtürzte ſich mit ihrer Phantaſie in den Zug dieſer Töne, und ſeine eigenen Klänge ſchmiegten ſich bald ſehnſüchtig an ſie an, bald zerrten ſie wie irrſinnig an denſelben, und bald ſchlangen ſie ſich wie lebenlaſſend und unauflöslich um ſie und hauchten zuſammen die verendenden Laute des Schmerzes und des Jammers aus.

Am zwölften Tage waren Andors Kräfte erſchöpft, er

lag im Bette, die Eltern saßen liebend an seiner Seite, man hatte alle Fensterläden zugemacht, die Dorfuhr von Csóka konnte nicht bis zu seinen Ohren dringen. Er lag stille schlummernd da. Aber als die achte Stunde schlug, erhob er sich, sein Antlitz lächelte, er lispelte: „ich komme, Illana!" Er ergriff seine Flöte, und mit einer verschwebenden Sehnsucht spielte er den Todtenmarsch bis zu Ende; aber es schien, als wären es dieselben Töne und dennoch ganz Andere, sie klangen friedlicher, beschwichtigender, es war als ob ein versöhnender Genius mit der Engelslippe darauf spielte, es flötete wie das Jubiliren der stillbeglückten Philomele, und Andor lächelte wie ein schlafendes Kind lächelt, wenn es von den lieben Engelein Gottes träumt, die dasselbe zu sich emportragen auf güldenem Gewölk. Der Todtenmarsch war zu Ende, Andor blickte herum und sagte: „jetzt, Illana!" und seine Seele war der irdischen Hülle frei.

Auf dem Kirchhofe zu Csóka wurden am folgenden Abend um acht Uhr neben Illana Andors sterbliche Ueberreste beigesetzt. Als die letzte Schaufel Erde über den Sarg hinrollte, ertönte von dem Hügel herab der Todtenmarsch aus den leeren Häuschen, von Csákány und Tambura geisterartig herabgesendet; und hoch auf dem letzten Felsengipfel des Csókáberges sah man den sonderbaren Gast, von dem er herrührte, in einen dunkeln Mantel gehüllt vorüberschreiten, die Hand herunterstrecken in das Thal und verschwinden.

Seit dieſer Zeit werden die zwei Häuschen nicht mehr bewohnt; aber jeden Abend um acht Uhr ertönt aus Illana's Zimmer die Tambura, und aus Andor's Zimmer der Csákány und ſpielen den Todtenmarſch, und klingen herab in das friedliche Thal.

Und die Bauernmädchen nennen es die „geiſtige Abendmuſik," und verſammeln ſich alsdann vor dem heiligen Gnadenbilde, um für die Seelenruhe der Abgeſchiedenen ein frommes Gebet zu verrichten.

Deutschlands Einheit.

(Eine Fresko-Scene.)

(Die Scene ist ein Wein- und Bierhaus. Ein Altbayer, ein Rheinbayer, ein Oestreicher, ein Preuße, ein Hannoveraner, ein Sachse, ein Hesse, ein Würtemberger, ein Sachsenhäuser, ein Nassauer, ein Franzose u. a. m. trinken und berathschlagen Deutschlands Einheit.)

Der Franzose. Meine Erren! Müssen Sie machen eines Volk, alle deutsche Nation. Dann werden seyn frei, nichts bezahl Abgab, selbst seyn Err im Lande, nichts Arbeit, viel Huhn im Topf, wenn Deutschland seyn alles Eins!

Der Altbayer. Ja, Deutschlands Einheit, mir is a recht; wenn nur die verfluchten Ausländer, die Oestreicher, die Preußen, die Sachsen, die Hessen, die Würtemberger, die Badenser, die Hannövraner u. s. w., diese stockdummen gottverdammten Ausländer nicht dabei sind, die muß man in Bier

verſäufen, dann bin ich dabei, Deutſchlands Einheit, vivat hoch! (Er trinkt.)

Der Oeſtreicher. Deutſchlands Einheit, ja das iſt einmal a g'ſcheidt's Wörtel! (für ſich) Wenn i nur den windverdrahten Gelberubenreiter, den Preußen, a Tätſchen geben könnt, und den Hauptſchnipfer, den Bayer, ein's auf Dachel praktiziren könnt, und den Hungermagnaten den bockbanigen Sachs! (laut) Deutſchlands Einheit, hoch! (Er trinkt.)

Der Preuße. Deutſchlands Einheit! Det is man een Wort! Aberſt nur nichts niſchte mit den Oeſtreicher, und nichts niſchte mit den Bayer, die haben man keene äſtatiſche Erziehung genoſſen; ooch nichts niſchte mit den Sachſe, denn det ſind ekelige Gören, und der Heſſe der Lord vom Mühlendamme mit die Klapperbeene, und der Frankeforter die Ladendieners mit die Elle und das Rechenbuch. Det is allens muhß wie Mine, det taugt nichts, det ſind Rakers! Deutſchlands Eenheit, vivat hoch! (Er trinkt.)

Der Sachſe. Deutſchlands Einheit! Das will die Bildung! doch fordert es die Bildung, daß wir uns fern halten von den Heſſen, von den Braunſchweigern, von den Hannoveranern, von den Bayern, von den Oeſtreichern, von den affektirten Norddeutſchen und von den uncivilisirten Süddeutſchen. Deutſchlands Einheit, hoch! (Er trinkt.)

Der Sachsenhäuser. Deutschlands Einheit! Warum nicht? Dem Nassauer und dem Würtemberger, und dem Badenser und dem Rheinpreussen, und dem Hessen u. s. w., wenn sie muksen, geb' ich ihnen mit der Faust ein Andenken aufs hinterste Capitolium, daß ihnen der linke Stockzahn beim rechten Nasenloch herausspringt! Deutschlands Einheit, hoch! (Er trinkt.)

Sie werden nach und nach hitzig, der Oestreicher nasenstübert den Preußen, der Preuße pufft den Sachsen, der Bayer zwickt den Oestreicher, der Hannovraner knelpt den Hessen, der Hesse tritt den Nassauer mit Füßen, der Rheinbayer schlägt nach dem Altbayer, der Sachsenhäuser kratzt dem Würtemberger die Augen aus, dabei schreien sie alle:

„Deutschlands Einheit! Deutschlands Einheit!"

(Der Franzose schreit begeistert:)

„So recht, meine Erren! das ist ein Erz und ein Leben, das ist ächtes Nationalität!

(Die Gesellschaft liegt sich bald durchaus in den Haaren, und sie schleppen sich am Boden herum mit dem Ausruf „Deutschlands Einheit!" Da schlägt es 11 Uhr, sie springen alle auf und schreien; „Die Polizeistunde!" nehmen ihre Hüte und Mützen, und laufen auseinander; der Franzose ist gerührt und sagt:

„Ah, la belle Idée: Deutschlands Einheit!"

Inhalt.

Seite

Die vier W (Weh) des menschlichen Lebens 1

Vielfältige Variationen eines einfältigen Thema auf einer Saite (Seite) à la Paganini 21

Philosophischer Spaziergang des Boeuf-gras durch die Straßen von Paris in den drei letzten Carnevalstagen und Tagen der Unruhen im Jahre 1831 . . 38

Kleines Reiseperspectiv für eine verehrte Freundin auf dem Lande 61

Die Rose am Grabe 68

Gedanken eines Sterns am Himmel bei einem Feuerwerke auf Erden 74

Die Erde 76

Das Fest der Gräber zu München am Allerheiligen-Tage 84

Humoristisches Reiseperspectiv 89

Seite

Ausflug nach Berchtesgaden 109
Der Morgen 126
Die Nacht 131
Das Fest der Gräber 135
Phantastereien oder Nachempfindungen nach einem Balle 141
Sehnsucht nach meiner einzig Geliebten 144
Freskovariationen eines zerrütteten Gemüthes über das uralte Thema: Liebe 147
Lineamente weiblicher Schönheit und Anmuth . . . 151
Csákány und Tambura 164
Deutschlands Einheit 183